

Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.

(Früher: Pädagogische Monatshefte.)

A MONTHLY

DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes

Jahrgang XIV.

Juni 1913.

Heft 6.

(Offiziell.)

Die 41. Jahresversammlung des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Toledo, Ohio, 30. Juni bis 3. Juli 1913.

Aufrufe.

Zum zweiten Male in der Geschichte des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes gedenkt Toledo, Ohio, die Jahresversammlung zu beherbergen. Fast vier Dezennien sind verstrichen, seit die erste Tagung in den gastlichen Mauern der Stadt am Maumee stattfand. Nun ergeht wiederum eine herzliche Einladung an alle Freunde einer fortschrittlichen, allseitigen und vernunftgemässen Erziehung, vor allem aber an die Mitglieder des Lehrerbundes, zum Besuche des 41sten deutschamerikanischen Lehrtages in Toledo vom 30sten Juni bis 3ten Juli. Jede Lehrkraft dieses Landes sollte es als Ehrenpflicht betrachten, durch Kommen und tatkräftiges Mitarbeiten Zeugnis abzulegen, dass Ziele und Bestrebungen des Bundes ihre eigene Sache sind. Vieles ist im Laufe der Zeit angebahnt, manches ist erreicht worden; aber weit mehr noch vermag zu geschehen. Gilt es doch, das germanische Erbteil zu wahren und die höchsten Schätze des Geistes und des Gemütes hegend und pflegend der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Der Gedankenaustausch mit Kollegen und Freunden, sowie das Zusammentreffen mit Gleichgesinnten kann nicht verfehlen, befruchtend auf das eigene Sollen und Wollen einzuwirken.

Eine entsprechende Reihe von Vorträgen und Referaten ist bereits gesichert und wichtigen Berichten wird weiter Raum gegeben werden. Stehe keiner zurück in der Kundgebung seiner Ansichten und Erfahrungen.

Toledo als Konventionsstadt kann manche Vorzüge beanspruchen; es ist ausserordentlich günstig gelegen und bequem erreichbar. Ferner bietet sich die Möglichkeit, von dort aus weitere Erholungsreisen zu unternehmen. Für die Unterkunft und Unterhaltung der Gäste wird auf das Beste gesorgt sein.

Der Vollzugsausschuss des Bundesvorstandes:

Dr. H. H. Fick, Cincinnati, Präsident.

Carl Herzog, New York, 1. Vize-Präsident.

Ed. Spanhoofd, Concord, N. H., 2. Vize-Präsident.

Emil Kramer, Cincinnati, 1. Schriftführer.

Bertha Raab, Buffalo, 2. Schriftführer.

Karl Engelmann, Milwaukee, Schatzmeister.

Im Anschluss an den vorstehenden Aufruf des Vollzugsausschusses des Bundesvorstandes erlauben wir uns, alle deutschen Lehrkräfte, alle Freunde des deutschen Unterrichtes, der deutschen Sprache, der deutschen Literatur, deutschen Geistes und deutschen Lebens zum Besuch des 41sten Lehrertages einzuladen.

Toledo bietet allen diesen Freunden ein herzliches Willkommen, und wird das Seinige tun, um den Gästen den Aufenthalt in seinen Mauern so angenehm und genussreich wie möglich zu gestalten, so dass den Teilnehmern die Tage vom 30sten Juni bis zum 3ten Juli, 1913, Tage einer freundlichen Erinnerung sein werden.

Der Ortsausschuss:

Wilhelm Renz.

Walter Heer.

Walter Eversmann.

Heinrich Gerber.

Frl. Emma Fenneberg.

Frau Uris.

Louis Becker.

John Ulmer.

F. Hillenkamp.

G. F. Lok.

Leopold Fischer.

In Bezug auf Einquartierung wende man sich an den Vorsitz der Einquartierungskomitees, Herrn *Franz Hillenkamp*, 2123 Vermont Ave., Toledo, O. Hotels bewilligen die folgenden Raten:

Boody House, Zimmer für eine Person \$1.00.

Zimmer für eine Person mit Badegelegenheit \$2.00 und aufwärts.

Zimmer für zwei Personen mit Badeeinrichtung \$2.00—\$2.50 und aufwärts (d. h. \$1.00—\$1.25 pro Person).

Jefferson House, \$1.00—\$2.00 für eine Person; \$1.50—\$3.00 mit Bad, für zwei Personen.

Toledo Hotel, \$1.00—\$1.50 für eine Person.

Tagesordnung.

Montag, 30. Juni, abends 8 Uhr: Vorversammlung.

Begrüßungsansprachen.

Herr Wm. Renz, Vorsitzter des Lokalausschusses.

Hon. Brand Whitlock, Bürgermeister von Toledo.

Dr. W. B. Guiteau, Superintendent der Toledoer Schulen.

Eröffnung des Lehrertages durch den Bundespräsidenten *Dr. H. H. Fick*, Cincinnati, O.

Gemütliches Beisammensein.

Dienstag, 1. Juli, 8½ Uhr morgens — Central High School: Erste Hauptversammlung.

Geschäftliches.

Ergänzung des Bureaus.

Berichte der Bundesbeamten.

Vortrag: Der Stoff und seine Verarbeitung. *Prof. A. Kromer*, South High School, Cleveland, O.

Vortrag: Die direkte Methode in der amerikanischen Schule — das Brauchbare an derselben für uns. *Prof. John L. Luebben*, Masten High School, Buffalo, N. Y.

Pause.

Vortrag: Die direkte Methode in den höheren Schulen Amerikas. *Prof. F. J. Menger*, Beloit College, Beloit, Wis.

Seminarangelegenheiten.

Ernennung von Ausschüssen.

Nachmittags: Rundfahrt durch die Stadt.

Mittwoch, 2. Juli, 8½ Uhr morgens — Central High School: Zweite Hauptversammlung.

Geschäftliches.

Vortrag: Die Erziehung zur Persönlichkeit. *Prof. Dr. Julius Goebel*, University of Illinois, Urbana, Ill.

Vortrag: Über den Wert des deutschen Liedes in unseren Schulen. *Oberlehrer H. G. Burger*, Hofman School, Cincinnati, O.

Pause.

Vortrag: Etwas über deutsche Aussprache und Betonung. *Prof. Karl Engelmann*, High School, Milwaukee, Wis.

Berichte und unerledigte Geschäfte.

Wahl.

Schlussverhandlungen.

Abends: Bankett.

Donnerstag, 3. Juli.

Fahrt nach Put-in-Bay per Dampfer New York; Abfahrt 9.00 morgens, zurück in Toledo gegen 8 Uhr abends.

Schluss.

Vorschläge zu Abänderungen der Bundesverfassung.

Der Verein deutscher Lehrer von New York und Umgegend beantragt die folgenden Abänderungen in der Bundesverfassung:

§ 3. Die oberste Vollzugsbehörde des Lehrerbundes ist der Bundesvorstand. Dieser besteht aus dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten, dem ersten und dem zweiten Schriftführer, dem Schatzmeister und vier Beisitzern. Diese Beamten werden in der dritten Sitzung eines jeden Bundeslehrertages von den anwesenden Mitgliedern direkt erwählt und bleiben bis zum Schlusse der nächsten regelmässigen Tagsatzung im Amte.

In § 8 zu streichen der Satz: „Der Lehrerbund oder“ u. s. w. bis zu den Worten „zwei erwählt“. Dafür ist zu setzen: Die zwei Vertreter, die demnach jährlich zu ernennen sind, werden von der Tagsatzung direkt gewählt und treten ihr Amt sofort an.

Ferner wird beantragt:

A. Um seine Mitgliederzahl zu vergrössern und eine stärkere Beteiligung an den Bundeslehrertagen herbeizuführen, sei empfohlen, dass für das laufende Geschäftsjahr ein Agitationskomitee ernannt werde, bestehend aus drei Mitgliedern, je einem aus dem Osten, dem Westen und dem Süden des Landes. Jedes dieser drei Mitglieder soll sich als Vorsitzenden eines Ausschusses betrachten, zu dem er selbst zwei weitere Glieder zu ernennen hat. Diese haben dann im Laufe des Jahres möglichst durch persönliche Briefe und Besuche innerhalb eines bestimmten Gebietes neue Mitglieder zu werben und zur Beteiligung am nächsten Bundeslehrertage zu veranlassen. Zur Bestreitung der Unkosten dieser Werbearbeit stellt der Lehrerbund einmalig die Summe von 150 Dollars zur Verfügung. Der Vorsitz der erstgenannten Ausschusses soll Verwalter dieses Geldes sein und auf der nächsten Tagsatzung über dessen Verwendung Rechenschaft ablegen. Die zur Werbearbeit nötigen Drucksachen (Verfassung, Probehefte der Monatshefte, Berichte u. s. w.) werden den Ausschüssen vom Bundesvorstand zur Verfügung gestellt.

B. Die jährlichen Sitzungen des Lehrerbundes sollen sich auf nicht mehr als drei Tage erstrecken. Nötigenfalls sind die unterhaltenden und gesellschaftlichen Veranstaltungen zu beschränken.

Alumniverein des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerseminars.

Aufruf.

Der im letzten Jahre reorganisierte Alumniverein unseres Seminars hat beschlossen, in Verbindung mit dem diesjährigen Deutschamerikanischen Lehrertag in Toledo, Ohio, eine besondere Tagung zu veranstalten, deren Datum und Einzelheiten im Lehrertagsprogramm bekannt gegeben werden.

Alle Alumni, ob Mitglieder der Vereinigung oder nicht, sind zur Teilnahme eingeladen und werden gebeten, ihre Anmeldung baldmöglichst an den korrespondierenden Sekretär des Vereins, Herrn Theodor Charly, 821 Richards Str., Milwaukee, Wis., einzusenden, von dem auch weitere Auskunft bezüglich der Tagung zu erlangen ist.

Milwaukee wird eine Delegation von mindestens 20 Teilnehmern entsenden. Starke Beteiligung steht auch von anderen Städten in Aussicht.

W. O. Becher, Präsident.

B. C. Straube, Vizepräsident.

Milwaukee, im Mai 1913.

Die Schillerliteratur seit 1905.

Von **Edwin C. Roedder, Ph. D.**, Universität Wisconsin.

(Schluss.)

Völlig neu ist das Buch Albert Ludwigs, dessen epochemachendes Hauptwerk über Schillers Nachleben wir weiter unten zu charakterisieren haben werden.²² Für weiteste Kreise berechnet, setzt es so gut wie keine Vorkenntnisse voraus und erzählt unter anderm den Inhalt der Dramen mit ziemlicher Ausführlichkeit, aber immer frisch und lebendig. Überhaupt ist das ganze Buch auf die Devise der Turnerschaft „Frisch, fromm, fröhlich, frei“ gestimmt, wird deswegen mitunter etwas burschikos und lässt sich im Stil bisweilen gehen, — die Häufigkeit von *nun* als Interjek-

²² Albert Ludwig, Schiller. Sein Leben und Schaffen, dem deutschen Volke erzählt. Berlin und Wien, Ullstein & Co., 1911. 449 Seiten, Grossoktav. In Leinen 6 Mark.

tion und Sätze wie *Das war ja nun noch schöner!* wären in einem Buche dieser Art entschieden zu vermeiden und geben der Darstellung etwas Unruhiges, das mit edler Volkstümlichkeit nichts zu tun hat. Solche Schönheitsfehlerchen sind ja leicht zu entfernen, und wir legen es dem Verfasser nahe für eine zweite Auflage, die bei den sonstigen grossen Vorzügen des Werkes nicht allzu lange auf sich warten lassen dürfte. Als den grossen Willens- und Tatmenschen will Ludwig den Dichter feiern,—das ist zwar nicht neu, wird aber sonst in den auf den Durchschnittsleser zugeschnittenen Biographien gerade unseres Dichters ungebührlich vernachlässigt, indem an die Stelle des männlichsten Dichters deutscher Zunge zu gerne der „edle“, der „arme“, der vom Schicksal misshandelte, fast willenlos umhergetriebene Weltflüchtling tritt. Dass das Buch aus der Beschäftigung mit Schillers Nachleben hervorgegangen ist, zeigt unter anderem das letzte Kapitel, „Nachklänge“, das in gedrängtester Form dasselbe Thema behandelt und bereits einige Nachträge zu dem grösseren Werke hübsch verwerten konnte. Beiläufig sei erwähnt, dass auch Bellermann diesen Gegenstand, allerdings noch viel kürzer, in der Einleitung behandelt. Mit Illustrationen und Facsimiles in Druck und Schrift ist Ludwigs Schillerbuch fast verschwenderisch ausgestattet, wenn auch die Wiedergabe einiger Bilder an Klarheit zu wünschen übrig lässt. Alles in allem haben wir hier doch wohl die beste volkstümliche Biographie Schillers, die den meisten andern das Dasein recht sauer machen wird und in absehbarer Zeit die schon in sechzehnter Auflage erschienene von Emil Palleske verfasste und von Hermann Fischer revidierte gänzlich verdrängen dürfte, da diese, zu unserer Väter Zeiten ein annehmbares, sogar wertvolles Buch, ihren Lebenszweck längst überlebt hat.

Von Kühnemanns Schiller, der fortgesetzt neu aufgelegt wird und als Führung des modernen Menschen zu Schiller durch einen modern empfindenden Menschen in der Schillerliteratur seine eigene Stellung behauptet, ist nun auch die längst erwartete englische Übersetzung erschienen.²³ Die Übertragung ist gut, und das ist bei dem stark persönlichen Stil des Originals kein geringes Lob, worin mir alle beistimmen werden, die es je versuchten, Teile davon zu verenglischen. Die Druck- und sonstige buchtechnische Ausstattung ist vorzüglich, der Preis dabei bescheiden. Es wäre nun zu wünschen, dass sich auch für die Bergersche Biographie Übersetzer und Verleger zusammentäten, — wie es ja für den Goethe Bielschowskys bereits geschehen ist, — denn eine allen gerechten Anforderungen entsprechende Schillerbiographie in englischer Sprache

²³ Eugen Kühnemann, Schiller. Translated from the third edition of the German original by Katharine Royce. With an introduction by Josiah Royce, Professor of the History of Philosophy at Harvard University. Two volumes; XIII, 394, and 450 pp. Boston and London, Ginn & Co., 912. Cloth, \$3.00.

besitzen wir immer noch nicht. Kühnemanns Werk aber legt wie bekannt das Schwergewicht auf ganz andere Dinge als die Lebensumstände.

Als das wichtigste, wertvollste und eigenartigste Schillerwerk seit langer Zeit ist zu nennen des oben als Schillerbiographen charakterisierten Albert Ludwig von der Kaiserlichen Akademie zu Wien gekrönte Preisschrift „Schiller und die deutsche Nachwelt“. ²⁴ Sie ist hervorgegangen aus seiner ebenfalls preisgekrönten Studie „Das Urteil über Schiller im neunzehnten Jahrhundert. Eine Revision seines Prozesses“. (Bonn 1905; 113 Seiten), die sich zum vollendeten Werke verhält wie der Grundriss zum ausgeführten Gebäude. Man wird an das Wort erinnert, dass das Genie der Fleiss ist; denn die rein mechanische Arbeitsleistung, die allein in dem Sammeln des Stoffes liegt, grenzt hart an das Unglaubliche; dabei ist der Verfasser nicht einmal von Hause aus Germanist, sondern Romanist und im Hauptamt Direktor des Gymnasiums in einer Vorstadt von Berlin, also beruflich jedenfalls nicht wenig in Anspruch genommen. Was der Verfasser uns hier bietet, könnte er ganz ruhig, wenn auch minder bescheiden, eine Geschichte des deutschen Geisteslebens vom Standpunkte der jeweiligen Stellung zu Schiller betiteln. Denn das ist das Werk wirklich. Das Namenregister umfasst volle 16, das Sachregister 11 Seiten. Die Freunde: Goethe, Humboldt und der getreue Körner; schöpferische Geister wie die Romantiker, das Junge Deutschland, Hebbel und Otto Ludwig, Richard Wagner, Gustav Freytag, Nietzsche, der Naturalismus, ganz zu geschweigen von den sogenannten Schillerepigonon; Philosophen und Denker aller Schulen, besonders so ziemlich alle Ästhetiker des letzten Jahrhunderts, Gelehrte auf allen Gebieten der Forschung, Biographen von Oemler bis auf Berger, Kritiker und Erklärer, Kritikaster und Verkleinerer wie Anbeter und Verhimmeler, Kirche und Schule, die bildende Kunst, das Theater, die Politik, die Schillerfeste von der Totenfeier bis zu den Weimarer Schülerfestspielen des Deutschen Schillerbundes,—alles zieht in buntem, vielgestaltigem Leben, in wirklichem Leben an unsern Augen vorüber, in den acht Kapiteln, in die der reiche Stoff sich historisch gliedert: Das deutsche Publikum in Schillers letzten Lebensjahren; Totenfeier und Schillerverehrung 1805—1813; Die Herrschaft der Romantik; Ausgang der Romantik und Neubegründung von Schillers literarischem Ansehen; Zwischen Juli und Februar (1830—1848); Die Jahre der Reaktion; Die Zeit der Erfüllung; Im neuen Reiche. Ein beständiges Auf und Ab, Rausch und Ernüchterung, Hosianna und Kreuziget ihn, bis das grosse Erinnerungsfest 1905 einen Zustand des ruhigen Gleichgewichtes herbeiführt, der eine neue, vertiefte und vorläufig abschliessende Schätzung des Dichters gewährleistet. Vorläufig; denn jede neue Generation muss sich ihr Schillerbild neu erschaffen, wenn es lebendige Züge

²⁴ Berlin, Weidmann, 1909. 679 Seiten. 12 (in Halbfranzband 14) Mark.

tragen soll, — wie wir alles von den Vätern Ererbte erst erwerben müssen, um es zu besitzen, auch den Glauben, der tot ist, wenn wir ihn nicht persönlich erleben, also warum nicht auch die Kunst? und ist nicht gerade Schiller, der nach Goethes Wort alle acht Tage ein anderer, ein Vollendeterer war, hierin unser edelstes Vorbild? Für die Satten und Zufriedenen, die sich an dem Gedanken wärmen, wie herrlich weit wir es doch gebracht, hat Schiller nicht gelebt; — wir sehen das schon an denen, die sich noch in seinen letzten Lebensjahren, mehr aber noch nach seinem frühen Tod zu seinen besonderen Verteidigern und Freunden aufwarfen, als ob er je der Ihre gewesen wäre, je der Ihre hätte sein können, nämlich an den letzten Überlebenden des Rationalismus und der Aufklärung, bei deren Anblick einem die Redensart einfällt „Gott bewahre mich vor meinen Freunden; mit meinen Feinden werde ich schon selber fertig!“ Auf Schritt und Tritt sehen wir, wie die Epigonen, die sich nach seinem Königsmantel einen Theateraufputz zurechtschneiderten und sich in diesem Aufzug den eigenwüchsigen Talenten in den Weg stellten, an der zeitweisen Unterschätzung, ja Verachtung Schillers die Hauptschuld trugen. Wir sehen auch, dass fast alle Einwände, die von Zeit zu Zeit als erstaunlich neue Gedanken in die Welt hinausposaunt werden, schon zu irgend einer früheren Zeit dagewesen und meistens auch schon längst entkräftet worden sind. Das gilt ganz besonders von den einseitigen Goetheverehrern wie einem Herman Grimm, der so liebenswürdig war, Schiller etwas wie die Rolle eines literarisch gebildeten Hausknechts bei Goethe zuzuteilen, und wenn er auch später sich gelegentlich zu huldvoll herablassender bedingter Anerkennung Schillers bequeme, doch nie für ihn Töne der Würdigung fand, wie sie ihm etwa für — Johanna Ambrosius zu Gebote standen; es gilt in noch höherem Masse für die Shakespearomanen von den Romantikern über Otto Ludwig²⁵ bis zu Arthur Boethlingk, dessen Aus-

²⁵ Dessen Verhältnis zu Schiller untersucht in einer sehr tüchtigen, seine dichterische Individualität und die Lebensumstände gerecht abwägenden Programmschrift N. Sevenig, „Schiller als dramatischer Dichter im Urteil von Otto Ludwig“, Diekirch 1905; 41 Seiten, 4. Die daselbst aus Bulthaupt angeführte und im einzelnen belegte Beobachtung, dass Ludwig trotz seiner Gegnerschaft in seinen Makkabäern sich mehr von Schiller als von Shakespeare habe beeinflussen lassen, findet sich bereits bei dem Ludwig persönlich befreundeten Wolfgang Kirchbach in einem Aufsatz über Ludwig in der Nation 1892 in treffender Charakteristik; wieder abgedruckt in dem ungewöhnlich reichhaltigen und interessanten Buche „Wolfgang Kirchbach in seiner Zeit. Briefwechsel und Essays aus dem Nachlass herausgegeben von Marie Luise Becker und Karl von Levetzow“, München, G. D. W. Callwey, 1910; VII, 432 Seiten (5, geb. 6 Mk.). Auch für Schillers Kunst findet sich hier manche ausgezeichnete Bemerkung, wie überhaupt Kirchbach trotz seiner Stellung in der jüngstdeutschen Bewegung immer ein warmer Bewunderer und Kämpfe des Dichters geblieben ist.

führungen die Ludwigs noch überbieten und sich selber richten.²⁶ Es wäre nun ganz verfehlt anzunehmen, dass Albert Ludwig bei aller aufrichtigen Bewunderung des Schillerschen Genius je die vornehme Objektivität ausser acht liesse, die allein ein Buch wie das vorliegende wirksam machen kann: wo immer er Schillers Sache vertritt, — und er bekommt dazu nur zu oft Gelegenheit, — nie verfällt er in den oft so gehässigen Ton der Gegner, und überall sucht er ihrer besonderen Geistesanlage gerecht zu werden, mit schönstem Erfolg. Selbst bei der Besprechung der Dühringschen Angriffe gelingt es ihm ruhig zu bleiben, was wahrhaft kein leichtes Stück Arbeit ist, und seine Ästhetik erfährt dieselbe unvoreingenommene Behandlung wie die der wärmsten Schillervereher.²⁷ Überhaupt sind gerade die Zusammenfassungen der ästhetischen Systeme des neunzehnten Jahrhunderts, und es sind deren eine ganze Anzahl, Meisterwerke klarer und einleuchtender Darstellung. Doch wozu einzelne Partien eines Buches als besonders gelungen herausheben wollen, das als Ganzes so vortrefflich ist!²⁸ Wenn uns nun auch jemand das Gegenstück zu diesem

²⁶ Shakespeare und unsere Klassiker. Band 3: Schiller und Shakespeare. XIX, 457 Seiten Leipzig, Eckardt, 1910. 4, geb. 5 Mark.

²⁷ Dühring be- bzw. misshandelt Schiller im zweiten Bande seiner „Grössen der modernen Literatur“, die vor einigen Jahren in zweiter Auflage erschienen sind. Mir ist nur die erste zugänglich, und da Dühring mittlerweile anno 1905 in seiner Zeitschrift eine Reihe schändester Schmähartikel über Schiller hat erscheinen lassen, so gelüstet es mich nicht sonderlich nach der Bekanntschaft mit der neuen Form des Buches. Es ist anzunehmen, dass neben den giftigeren Auslassungen, die neu hinzukommen, die z. T. recht merkwürdigen Anschauungen über das Wesen der Poesie aus der ersten Auflage stehen geblieben sind. So wohl auch die Bemerkung, es sei nicht einzusehen, warum der durch die Feuersbrunst seiner Habe beraubte Hausvater im Lied von der Glocke irgendwie zu bemitleiden sei, da es ja schon seit Jahrhunderten — Feuerversicherung gegeben habe. Dagegen ist selbst Düntzers Auslegung, der Gürtel, mit dem der schöne Wahn entzweireisse, sei der Gürtel der Hausfrau, der mit der Zeit durch die vom Schlüsselbund verursachte Reibung schadhafte werde und in Stücke gehe, immer noch ein Muster ästhetischer Einfühlung!

²⁸ Dass sich im einzelnen eine grosse Zahl Nachträge und wohl auch einige Korrekturen ergeben müssen, spricht der Verfasser im Vorwort selber aus. Ich habe mir notiert, dass die Werke von Ehrlich und von Portig nicht genannt sind, — auch Kirchbachs „Friedrich Schiller der Realist und Realpolitiker“ fehlt, ein trotz seinem geringen Umfange hochbedeutsames Buch, — dass Abeken in der Gruppe, mit der er zusammen erwähnt ist, als Schillerfeind gelten könnte, was er entschieden nicht ist, und dass Häckels Welträtsel unerwähnt bleiben, die, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, auch an einer oder der anderen Stelle mit Schiller zu tun haben, und zwar, wie zu erwarten ist, nicht im günstigsten Sinne. An einer Stelle glaube ich die Bildung eines modernen Mythos beobachten zu können: der Dramatiker, dem in Otto Ernsts „Jugend von heute“ ein gewisser Dr. Wolff das Prädikat „n Blechkopp“ ausstellt, ist nicht Schiller, sondern um Lessing und die Minna handelt es sich. So wenig-

Buche, Goethes Nachleben in Deutschland, schenken wollte! und ein anderer das Schiller- wie das hier erhoffte Goethewerk fürs Ausland ergänzen wollte! An Vorarbeiten fehlt es ja nicht; das Ziel wäre würdig und der Preis gross.

Die Hochflut von Schriften aller Art, die mit dem Gedenkjahre 1905 eingesetzt hatte, hat sich verlaufen und wohl auch manches mitfortgeschwemmt, dem in ruhigeren Zeiten ein besser Schicksal bereitet worden wäre. Die Einzelforschung hat jedoch mittlerweile von dem kräftigen Anstoss zweier sich auf den Fersen folgender Jubiläen nachhaltigen Nutzen gezogen. Selbstverständlich ist deren grösster Teil in fachwissenschaftlichen Blättern niedergelegt, und darüber hier zu berichten gebricht es an Raum. Auch was verstreut in Aufsatzsammlungen zu finden ist, kann hier nur ausnahmsweise gebucht werden. So enthalten natürlich besonders die beiden Schiller speziell gewidmeten Bände des Marbacher Schillerbuchs II und III (Stuttgart, Cotta, 1907 und 1909; VIII, 422; VI, 442 Seiten, gross 8; geb. je 7.50 Mark) viel Wertvolles und Interessantes; ich erwähne aus II den ausführlichen Bericht von Dörrfuss über die Schillerfeier von 1905 und aus III einen umfassenden Aufsatz von Weltrich über den historischen Fiesco, der mit jahrhundertelangen Irrtümern gründlich aufräumt und den Helden von Schillers erster geschichtlicher Tragödie in wesentlich günstigerem Lichte erscheinen lässt, als Schiller ihn selbst sehen konnte, und „den Vater des Vaterlandes“, den alten Andrea Doria, als vollendeten Schurken, Heuchler und Bösewicht aufzeigt.

Aus Sonderuntersuchungen über Schiller seien zunächst einige Bücher genannt, die eine Art Ergänzung zu Ludwigs grossem Werk bieten: P. Uhle sammelt und ordnet in „Schiller im Urteil Goethes“ (Leipzig, Teubner, 1910; V, 154 Seiten; 2.40 Mk.) alles auf Schiller bezügliche aus den Briefen, Gesprächen, autobiographischen und dichterischen Schriften des grossen Freundes in zweckmässiger Anordnung und ergänzt diese Zeugnisse durch solche Mitlebender. Willy Dähne behandelt das Thema „Schiller im Drama und Festspiel“ (Meiningen, Keyssner, 1909; 99 Seiten). Die besten Gedichte in lateinischer Übertragung, von dem ehemaligen Professor der klassischen Philologie an der Universität Lüttich,

stens in der einzigen mir hier zugänglichen Auflage des Stückes, der elften (undatiert). Oder sollte Ernst ursprünglich oder nachträglich die Stelle geändert haben? oder taten oder tun das die Schauspieler aus eigener Machtvollkommenheit? In der Schauspielerumfrage des Literarischen Echos vom 1. November 1909 (12. Jahrgang, Spalte 157 ff.) nennt Dr. Pohl an derselben Stelle auch Schiller statt Lessings. — An Kleinigkeiten habe ich zu vermerken, dass S. 525, 625 und 626 die Säkularausgabe in Jubiläumsausgabe umgetauft ist, sowie dass S. 628 in dem Zitat aus Eucken der Drucker die Zeile 9 als „Hochzeit“ gesetzt hat und der entsprechende hierher gehörige Teil eine „Leiche“ geworden ist.

Johannes Dominicus Fuss (1782—1860), *Friderici de Schiller carmina optima*, hat J. Plassmann bei Achendorff, Münster i. W. 1910 neu erscheinen lassen (VII, 150 Seiten; 1.50, geb. 2 Mark). Als Band 21 der Theatergeschichtlichen Forschungen ed. B. Litzmann (Hamburg und Leipzig 1910) legt Ernst Stahl eine umfängliche Monographie über einen der einst erfolgreichsten, heute völlig vergessenen Schillernachahmer vor, „Josef von Auffenberg und das Schauspiel der Schillerepigonon“.

Mehrere tiefschürfenden Werke befassen sich mit Schillers philosophischen Studien. Karl Vorländer stellt in „Kant — Schiller — Goethe“ (Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Dürr, 1907. XII, 294 Seiten. 5, geb. 6 Mark) zunächst das oft missverstandene Verhältnis Schillers zu dem ethischen Rigorismus Kants richtig; der Dichter war mit dem Philosophen im Grundsätzlichen einig, forderte und gab aber für die Ausübung des Sittengesetzes eine bei Kant nur im Keime vorliegende Ergänzung nach der Seite des Gefühls, so dass von einer „ästhetischen Milderung“ der strengen Ethik Kants keine Rede sein kann; sodann beweist er schlagend und urkundlich, und darin liegt der Hauptwert des Buches, dass und wie Goethe unter der Führung Schillers zum Kenner und Bewunderer des Philosophen wurde und sich besonders von dessen Kritik der Urteilskraft stark beeinflussen liess, wenn er auch nicht zum ausgesprochenen Kantianer wurde, da bei Goethes Individualität, die alles ihm Nahetretende geistig umschuf, von irgend einem Schulverhältnis hier so wenig die Rede sein konnte als von einem solchen zum spinozistischen Pantheismus, so sehr gerade dieser Goethes Neigungen entsprochen hatte; der Spinozismus wirkt insofern stark nach, als bei Goethe die Gottesidee, die er nun mit Kant „vermittelt und auf moralischen Prinzipien“ begründet, nicht wie bei diesem das göttliche Wesen transzendent und ausserweltlich, sondern immanent und als Verkörperung des Gefühls der Menschenwürde erscheint. — Bernhard Karl Engels „Schiller als Denker. Prolegomena zu Schillers philosophischen Schriften“ (Berlin, Weidmann, 1908; VIII, 182 Seiten; 4 Mark) sieht von der chronologisch-historischen Reihenfolge von Schillers philosophischen Schriften ab, da er sie alle als ideelle Einheit, als „Bruchstücke einer grossen philosophischen Konfession“ betrachtet, und untersucht den Gedanken der ästhetischen Kultur in Schillers Sinn und ihre geschichtlichen Grundlagen aus spekulativer Ästhetik im Gegensatz zur modernen psychologischen Ästhetik. Die These von der ideellen Einheit, dem System in Schillers philosophischem Denken ist aber unhaltbar, der Dichter hat nie ein fertiges System gehabt, und jede seiner philosophischen Untersuchungen ist immer nur ein neuer Schritt seiner Entwicklung, der sich ganz erst aus dem folgenden erklärt. Um Goethes Wort zu wiederholen, Schiller war eben immer wieder ein anderer. Wie sehr sich dies sogar in den feinsten Abschattungen der Sprache zeigt, hat zum ersten Male mit dem nötigen Nachdruck, mit scharfem Blick für das We-

sentliche und vorzüglichem Talent der Kombination hervorgehoben Dr. Julia Wernly in einem Buch, an dem bis auf den Titel fast alles gut ist, „Prolegomena zu einem Lexikon der ästhetisch-ethischen Terminologie Friedrich Schillers“ (Leipzig, Haessel, 1909. XII, 213 Seiten, 4,60 Mark). Sie zeigt an einzelnen Wortgruppen wie Schatten, Gestalt, Idee, Ideal; Form, Stoff, Spiel, Erscheinung, Schein; Einbildungskraft, Genie, Freiheit, wie sich der Ausdruck unmerklich verschiebt, der Begriff stets weiter differenziert; um nur ein Beispiel zu nennen, bekommt bei Schiller der anfänglich entsprechend gewöhnlichem Sprachgebrauch im Sinne von etwas Dunklem verwendete Ausdruck Schatten mit der Zeit mehr und mehr die Bedeutung des Hellen, des Lichten, des Ideals (was eine auch bei Goethe beobachtete Tendenz bestätigt, dass des Dichters Phantasie mit fortschreitendem Alter sich immer mehr dem Hellen zuwendet). Die Arbeit ist auch methodisch wertvoll als Untersuchung individueller Bedeutungsentwicklung; und es sei auch hier der Wunsch ausgesprochen, dass die Verfasserin uns recht bald das vollständige Lexikon vorlegen möge, wozu dies die Vorarbeit ist.—Nietzsches Stellung zu Schiller scheint durch seinen von jedem Denkfaulen angeeigneten Kalauer „der Moraltrumpeter von Säkkingen“ genügend gekennzeichnet zu sein. Es mag daher überraschen, sie als Vertreter desselben grossen Gedankens in einem Titel nebeneinandergestellt zu sehen: Udo Gäde tut das in „Schiller und Nietzsche als Verkünder der tragischen Kultur“ (Berlin, Hermann Walther, 1908; 186 Seiten; 3,50 Mark). Dass zwischen den beiden besonders im Moralbegriff, wo Schiller ein absolutes ewiges Gesetz sieht, Nietzsche ein eng begrenztes und bedingtes Produkt, eine tiefe Kluft klafft, verkennt zwar der Verfasser nicht, versucht aber trotzdem auch sie zu überbrücken. Gelingt ihm dies nicht, so hat er doch mit grossem Geschick die Punkte bezeichnet, wo eine Annäherung und ein Zusammengehen der beiden stattfindet. Soweit die Begriffspaare naiv-sentimentalisch und apollinisch-dionysch ästhetischen Charakters sind, sind sie innerlich wesensgleich; ihre Verschmelzung bedeutet beiden die Idee künstlerischer wie menschlicher Vollkommenheit, einer allerhöchsten Kultur. Beide lehnen die umgebende Umwelt als kulturell minderwertig ab: Schiller in den Briefen über ästhetische Erziehung, Nietzsche u. a. in der Geburt der Tragödie. Beide sehen in der Herstellung der verlorenen Harmonie zwischen Sinnlichkeit und Vernunft das Ideal der Zukunft, beide glauben es künstlerisch schon in einem Träger in der Gegenwart verwirklicht, Schiller in Goethe, Nietzsche in Richard Wagner. Das Ideal der Zukunft ist für beide individuell, aristokratisch, diesseitig. In der Heranbildung zu ihm wird von beiden der Kunst, insbesondere der tragischen, die führende Rolle zuge-dacht: wie bei Schiller sich der Mensch der tragischen Kultur allem Notwendigen freiwillig unterwirft, so sagt er bei Nietzsche in Schicksalsliebe zum Unabänderlichen ein fröhliches „Ja und Amen“. Was aber Gäde

übersieht, ist, dass sich zwischen Schillers und Kants Ideal der Freiheit sittlicher Selbstbestimmung und Nietzsches selbstischem Willen zur Macht keine Brücke schlagen lässt. — Endlich sei hier noch eine Schrift über den „Begriff der Persönlichkeit bei Kant“ von Dr. Wilhelm Schmidt genannt (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1911; VI, 99 Seiten; 1,30 Mark), die mittelbar wegen der vielen direkten Beziehungen Schillers zu dem Weisen von Königsberg auch für das Problem bei dem Dichter wichtig ist und geschickt und gründlich in die Frage einführt.

In aller Kürze, zum Teil nur um einiger Vollständigkeit willen, führe ich zum Schluss eine Anzahl Erscheinungen auf, die für einzelne Schaffensgebiete, insbesondere für die Dramen, Neues bringen; nebenbei sei erwähnt, dass uns für die Gedichte immer noch ein zusammenhängender Kommentar fehlt, wie ihn Bellermann in „Schillers Dramen“ und der tapfere, viel zu früh verstorbene Carl Weitbrecht in dem quellfrischen Buche „Schiller in seinen Dramen“ (2te Aufl., Stuttgart, Frohmann, 1907; 272 Seiten; 3,60 Mark) für diese Seite von des Dichters Wirken geschaffen haben. Für die Jugendgedichte hat Johannes Volkelt in seiner Essaisammlung „Zwischen Dichtung und Philosophie“ (München, C. H. Beck, 1908; 389 Seiten; geb. 8 Mark) den überraschenden Reichtum an kosmischen Gefühlen und titanischer Wucht aufgezeigt, und für das tief-sinnigste, vielumfochtene Gedicht „Das Ideal und das Leben“ gibt Rudolf Bartels in einer kleinen Broschüre (Halle a. S., Waisenhaus, 1907; 46 Seiten; 1 Mark) eine neue einheitliche und ansprechende Erklärung.

In chronologischer Reihenfolge nenne ich zu den Räubern eine in der Hauptsache wohl abzulehnende, in Einzelheiten aber sehr annehmbare und anregende Schrift, die den Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen zum Verfasser hat: „Kriminalpsychologie und Psychopathologie in Schillers Räubern“ (Halle a. S., Marhold, 1907; 80 Seiten; 1,20 Mark). Eine amerikanische Ausgabe von Kabale und Liebe gedenke ich demnächst ausführlich zu besprechen. Für den Theaterfachmann bestimmt, jedoch auch für den Literaturhistoriker interessant ist das Buch des Münchener Oberregisseurs Eugen Kilian „Schillers Wallenstein auf der Bühne. Beiträge zur Aufführung und Inszenierung des Gedichtes“ (München und Leipzig, Georg Müller, 1908; VII, 200 Seiten). Kilian dringt besonders auf einen einteiligen Wallenstein, der nicht mehr als einen gewöhnlichen Theaterabend umfassen solle. „Maria Stuart im Drama der Weltliteratur, vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts“ benennt sich ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte von Karl Kipka (Leipzig, Hesse, 1907; 421 Seiten; 10,80 Mark). Für den Tell melden sich zum Wort Gustav Kettner mit einer ausgezeichneten Gesamtauslegung (Studien zu Schillers Dramen. I. Wilhelm Tell. Berlin, Weidmann, 1909. X, 180 Seiten. 3,50 Mark); Alfred Schmieden mit einer wichtigen theatergeschichtlichen Untersuchung (Die bühnengerechten Einrichtungen der Schillerschen Dramen auf

dem Königlichen Theater zu Berlin. 1. Wilhelm Tell. Berlin, Fleischel & Co., 1903. 121 Seiten), und Franz Heinemann mit seiner „Tell-Bibliographie, umfassend die Tellsage vor und ausser Schiller sowie Schillers Telldichtung“ (Bern, K. J. Wyss, 1907; 189 Seiten); „die Quellen von Schillers Wilhelm Tell“ hat A. Leitzmann in einem kleinen Bändchen zusammengestellt (Bonn, Markus und Weber, 1912; 45 Seiten; 1,20, geb. 1,50 Mark; von demselben Gelehrten, ebenda 1911, „die Quellen von Goethes und Schillers Balladen“, zu demselben Preis). „Schillers Arbeitsweise auf Grund eigener Äusserungen“ (dichterische Geistesverfassung, Stoff und Ausarbeitung) untersucht die Giessener Dissertation von J. A. Heid (1908; 82 Seiten); und dem Problem „Schiller und die Musik“ verleiht die Greifswalder Dissertation von Hans Knudsen (1908; 82 Seiten) eine neue und anziehende Darstellung, der wir entnehmen, dass Schiller tiefe Einsicht in das Wesen der Musik, Bewusstsein ihrer Kulturkraft, aber auch Kenntnisse ihrer Geschichte gehabt habe.

Albert Ludwigs schönes Buch klingt aus in ein Lob der von dem Deutschen Schillerbund seit Sommer 1909 alle zwei Jahre in Weimar veranstalteten Bühnenfestspiele für die deutsche Jugend, die auch dies Jahr wieder stattfinden und Tausende von deutschen Jünglingen und Mädchen im begeisterungsfähigsten Alter in Weimar zusammenbringen werden, vier Wochen lang, jede Woche wieder andere Scharen, die unter Leitung ihrer Lehrer aus allen Teilen des Landes die klassischen Stätten besuchen, natürlich auch die Wartburg bei Eisenach, und dann an vier Abenden Aufführungen klassischer Dramen anwohnen, unter denen Schiller selbstverständlich jedesmal wenn auch nur mit einem vertreten ist; so ist für diesmal wieder der Tell vorgesehen. Man sprach zuerst achselzuckend, heute aber ernsthaft von einem Bayreuth des gesprochenen Dramas, und man tut nach allen Berichten der Aufführungen wahrlich gut daran, sie als wirkliche Bühnenweihfestspiele anzusehen, ganz abgesehen von den hervorragenden Leistungen der Weimarer Künstler. Denn es erscheint fraglich, ob unter den rund sechzigtausend Aufführungen, die nach zuverlässigen Aufstellungen Schillers Dramen bis heute erlebt haben, viele andern sich mit dem Eindruck, den die Darstellung hier auf die jugendlich empfänglichen Gemüter, und deren fühlbare Erhebung wieder auf die Künstler auf der Bühne ausübt, irgendwie messen konnten oder es heute können. Nach allen Schilderungen sind diese Festwochen für jeden Teilnehmer ein tiefes, unauslöschliches Erlebnis, denn Schiller ist noch immer und soll bleiben — ich schliesse mit einem Wort aus einer Festrede von 1905 — „der Dichter unserer Jugend, nicht der unreifen, sondern der blühenden, begeisterungsfähigen, die an Ideale glaubt, weil sie in der eigenen Brust die Stärke fühlt, die Ideale in der Wirklichkeit zu schaffen!“

Übersetzen im modernsprachlichen Unterricht. Sprechen ist Ausdruck des Denkens. Die Verschiedenartigkeit der Sprachen deutet bestimmt auf eine Verschiedenartigkeit des Denkens hin. Die Unterschiede zwischen dem Englischen und Deutschen inbezug auf die Begrenzung der Begriffsbezeichnung, die Flexionsendungen und die Wortfolge lassen uns sprechen von „englisch denken“ oder „deutsch denken“. Dieses Denken in der zu erlernenden Fremdsprache muss schon in der ersten Lektion einsetzen und zwar muss dabei der Hinweis auf den der Muttersprache eigenen Denkausdruck im Anfange möglichst vermieden werden. Durch Erlernen von Paradigmen und Vokabeln und durch nachheriges Zusammensetzen denkt der Schüler weiter in seiner Muttersprache, nur ersetzt er deren Symbole durch die der Fremdsprache. Daher die oftgehörte Äusserung, dass eine Wortfolge „komisch“ sei oder „gegen das Gefühl“ gehe. Im Gegensatz zu dieser veralteten, oft indirekt genannten Methode wird nun der Grundsatz der direkten Methode aufgestellt: Beginne mit einem Sprachganzen; gewinne die fremden Symbole durch Zerlegung des Ganzen. Ein Grundsatz, der übrigens mit den Autoritäten der Sprachpsychologie im Einklang steht, welche behaupten, dass der Satz vor dem Worte vorhanden ist. *

Durch Befolgen dieses Grundsatzes wird von vornherein das gewohnheitsmässig auftretende Gefühl gebildet für Form und Stellung des Symbols (Wortes) im Satze, der Kern des Sprachgefühls. Wird nun auf einer zu *frühen Stufe* des fremdsprachlichen Unterrichts der Vergleich mit der Muttersprache geübt, wie besonders beim *Uebersetzen*, so erhält dieses Gefühl einmal eine unsichere Grundlage und dann wird es in seiner Entwicklung gehemmt. Eine Gewohnheit bildet sich dann am raschesten, wenn ihr so wenig wie möglich Hindernisse entgegengestellt werden. Ein Hindernis aber ist es, wenn neben der neuen Gewohnheit zu denken die alte gestellt wird. Man kann oft noch nicht einmal von einer neuen Gewohnheit sprechen, denn Übersetzen ist beim Anfänger meist nur *der Gebrauch der Fremdsprache mit dem Sprachgefühl der Muttersprache*. Wir sehen nun, dass dieser Erfolg, der die indirekte Methode gewöhnlich begleitet, auch der direkten Methode aus gefährlicher Nähe droht, wenn Übersetzen im Anfang häufig geübt wird.

Ausserdem wird die Richtigkeit beim Übersetzen hauptsächlich durch logisches Denken erzielt und nicht durch Walten des Sprachgefühls. Darin sah man (und sieht man noch) eines der ersten Ziele der formalen Bildung beim Studium der klassischen Sprachen. Wie langsam dabei die materiale Bildung voranschreitet, ist bekannt. Die direkte Methode bietet Gelegenheit, auch der formalen Bildung nicht zu vergessen, so dass jener

* Wundt, Völkerpsychologie, 2,240. Delbrück, Grundfragen der Sprachforschung, 138.

Erfolg der Übersetzungsmethode nicht gegen sie in Feld geführt werden darf. Dabei ist vor allem an die Satzzerlegung zu denken, die zunächst eine rein logische Übung ist. Die Entstehung des Satzes dagegen muss auf dem einzig natürlichen Wege, nämlich durch das Sprachgefühl geleitet werden und nicht durch Logik. Dass bei Erwachsenen die Logik das Sprachgefühl häufig stützt, ja sogar zu seiner Sicherung sehr wünschenswert ist, soll hiermit nicht bestritten werden; wenn nur nicht vergessen wird, dass eine Stütze entbehrlich werden kann und soll.

Während das Übersetzen für den Anfänger schädlich ist, erhält es Wert auf einer späteren Stufe des Sprachstudiums. Nach dem ersten High School Jahre kann die Grundlage des Sprachgefühls einigermaßen als gesichert betrachtet werden, und eine grössere Darbietung des Stoffes kann beginnen. Die Gründe für die Schwierigkeiten im Verständnis des Dargebotenen liegen in der rascheren Erweiterung des Vokabulars, besonders auf dem Gebiete der abstrakten Begriffe, und im Vorkommen schwierigerer Konstruktionen. Hier kann nun das Übersetzen eintreten und zwar als gelegentlicher Prüfstein des Verständnisses, jedoch nie als Selbstzweck. Was den aktiven Schatz an Worten und Redewendungen betrifft, so muss der wie im Anfange eben durch Gebrauch geschaffen werden. Ein solcher Gebrauch wird gewährleistet durch kleine Aufsätze und durch freie Wiedergabe des Gelesenen.

Vorzüglicher Wert kommt dem Übersetzen dann zu, wenn der Schüler die fremde Sprache einigermaßen beherrscht. Durch das Übertragen einer Sprache in die andere wird das Stilgefühl für beide in hohem Grade geschärft. Selbst beim Studium der Literatur kann das Übersetzen in die Muttersprache mit Vorteil angewandt werden. Dadurch werden oft verborgene Schätze einer Dichtung erst aufgedeckt. Auch kann dabei die Erkenntnis geschaffen werden, dass es keine restlose Übersetzung gibt.

Ich fasse noch einmal zusammen: Das Übersetzen ist auf der ersten Stufe des fremdsprachlichen Unterrichts schädlich, auf einer mittleren Stufe nützlich als Prüfstein des Verständnisses, und auf einer vorgerückten Stufe wertvoll für die Schärfung des Stilgefühls und für die Entwicklung des literarischen Verständnisses. — *Karl F. Münzinger*, Lehrerseminar, Milwaukee.

Das artige Kind. „Zu den verkehrtesten Erziehungsidealen — lesen wir in einem trefflichen Artikel des Februarheftes des „Türmers“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) — „gehört auch dasjenige, das durch den Ausdruck ‚das artige Kind‘ gekennzeichnet ist. Gewiss, man kann mit diesen Worten einen guten Sinn verbinden. Allein, was ist alles unter diesem Titel gegen das Kind gesündigt worden.“

Und zwar oft von denen, die zu allermeist heilige Pflichten gegen das Kind haben: von den Eltern; aber auch von den anderen Nahestehenden und schliesslich überhaupt von denen, die sich gelegentlich berufen fühlen, in die Erziehung der Kinder einzugreifen und über die Wohl- oder Ungezogenheit der Kleinen zu urteilen und zu wachen.

Wenn man die Hülle wegreisst, mit der sich jene scheinbar unverfängliche und angeblich sittlich berechnete, auf das ‚artige Kind‘ abzielende Erziehungsmethode verhüllt, dann tut sich ein Abgrund von Miss-handlungen der Kindesseele auf.“

Das ergibt sich schon aus der Schilderung dieses Bildungsideals, wie sie Friedrich Nonnemann in dem erwähnten Aufsatz gibt, dem wir wenigstens diese Stelle entnehmen wollen.

„Das ‚artige Kind‘ ist vor allen Dingen unbedingt gehorsam, und ginge es auch auf Kosten der Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit. Jeder Ungehorsam und Widerspruch, und wenn er auch nicht durch die Ungeschicklichkeit und den Unverstand des Befehlenden bewirkt wird, wenn er auch nur die Rückwirkung gesunder und notwendiger Selbstbehauptung ist, ist unvereinbar mit dem Begriffe des artigen Kindes. Dies zeigt ferner seine Artigkeit dadurch, dass es möglichst viel schweigt, dass es vor allem in Gegenwart und bei der Unterhaltung der Erwachsenen, oder gar bei Tische seinen Mund nicht ungefragt auftut. Überhaupt ist es nur wenig zu hören. Sein Sprechen ist fast ein leises Lispeln, sein Spielen ein geräuschloses Tun, sein Springen und Laufen sachte und mit Mass. Äusserungen einer übersprudelnden Natur, kecken Übermutes und eines Seelenlebens, das sein Kinderglück rücksichtslos hinausjauchzen möchte, kommen nicht vor. Denn sie sind streng verpönt.

Und fragen? Ja — fragen darf das artige Kind eigentlich nicht, oder doch nur sehr bescheiden, sehr wenig und sehr vernünftig. Sonst muss es hören: ‚Dummer Junge, frage nicht so töricht!‘ oder ‚das verstehst du doch nicht!‘ oder ‚das ist nichts für Kinder‘.

Oder die Kinder werden gar mit dem, was für sie das schlimmste Seelengift ist, mit Hohn, zurückgewiesen, und statt dass man ihrer ehrlichen Frage eine ehrliche Antwort gibt, fühlt man sich in der Grösse seines Erwachsenenwissens und -Urteils und verspottet den kleinen Frager. Es ist ja nicht leicht, auf Kinderfragen zu antworten. Sie sind manchmal recht unbequem, und es dämmert einem bisweilen durch sie auf, dass man selbst recht wenig weiss und recht wenig geeignet ist, den Kleinen ein geistiger Führer zu sein. Darum ist es unartig, so viel zu fragen. Ein artiges Kind fragt eben nicht oder nur dann, wenn es die ausdrückliche Erlaubnis zum Fragen bekommen hat.

Dies genüge für eine kurze Kennzeichnung des Artigenkindes-Ideals jener Erziehungsphilister und -Banausen — denn das sind sie, weil sie

kein Verständnis haben für das Ursprüngliche, Naturhafte, kraftvoll werdende in der Kindesseele, weil ihnen der Sinn abgeht für das Köstliche, Edle, das sich im Übersäumen und Überströmen kindlichen Lebens offenbart. Es sind jene äusserlichen Menschen, die genug getan zu haben glauben, wenn sie den bequemen und schnellen Weg gehen, äusseren Gehorsam zu erzwingen, während doch nur der Gehorsam ein sittlicher ist, der aus tiefinnerstem Ja heraus quillt, und der freilich viel schwerer durch Erziehung zu erzielen ist.

Kinder sind keine Rekruten, und doch bringen es gewisse Menschen ihr Leben lang zu keiner höheren Auffassung, und meinen mit der Herstellung eines Kadavergehorsams das wahre Ziel der Erziehung erreicht zu haben. Das ‚Böse‘ im Kinde muss unter allen Umständen niedergehalten und womöglich mit Gewalt ausgerottet werden, ist ihr Grundsatz; in allem, was sie als Unart ansehen, in all jenem Überströmen, jener Eigenart, die sich nicht knechten lassen will, jener Hartnäckigkeit des Fragens, die sie als Naseweisheit deuten, erkennen sie das angeborene Böse, die Erbsünde, und dagegen kann man, meinen sie, nicht früh und scharf genug vorgehen. Alles, was ihrer Theorie vom artigen Kinde widerspricht, wird als Auswirkung dieser Erbsünde angesehen.

Gewiss sind die Kinder nicht etwa als fleckenlose, von allem Bösen reine Wesen anzusehen. Auch sie tragen mit an dem Fluche der Menschheit, dem Hang zum Schlechten, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und gerade sie haben oft unter dieser Erbschaft am meisten zu leiden. Aber wie die Schuld an ihrem Bösen zunächst bei denen liegt, denen sie ihr Dasein verdanken, bei Eltern, Grosseltern, Ahnen, so liegt auch die Schuld daran, dass in ihnen dies Böse sich mehr als das Gute entwickelt, zumeist an ihren unverständigen berufenen und ungerufenen Erziehern.

Wie oft wird, weil man Kind und Kindesseele nicht versteht und jede Äusserung eigenartiger Kraft mit Sünde verwechselt, mit roher Hand eingegriffen und mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerissen. Um das Kind artig zu machen, wird alles nach Ansicht der Erzieher damit Unvereinbare niedergehalten, und wenn der kindliche Geist aus dem Instinkt der Selbsterhaltung sich dagegen aufbäumt, nun, dann zerbricht man eben den angeblichen Eigensinn.

Es ist eine wohlfeile, aber unedle, geistlose und niedrige Pädagogik, das Ursprüngliche, Innerliche, Eigenartige, kurz den Lebenskeim im Kinde zu vernichten, um es zu einem äusserlich korrekten Pflänzchen zu erziehen. Und es ist eine bequeme, aber oberflächliche und unweise Methode, ihm von aussen Wissen und dergleichen einzupropfen."

Fleiss. Fleiss! — In meinem pädagogischen Lehrbuch steht: „Der Fleiss ist die freiwillige Tätigkeit des Menschen, die ihn alle seine Gaben und Kräfte in den Dienst des zu erreichenden Zieles stellen lässt.“ Nun, wir wollen nicht drum streiten. Ich habe zwar Fleiss immer für eine Eigenschaft gehalten, aber meinerwegen mag er ja auch eine Tätigkeit sein. Aber lieber Leser, so definiert doch in der Praxis kein Mensch, pardon, kein Lehrer und erst recht kein Rektor. Wie denn? Versuchen wir mal. „Der Fleiss ist etwas, was keinem Menschen angeboren ist, und was doch eines der höchsten Erdengüter ist. — Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. — Fleiss ist etwas, was einem erst in der Schule anezogen werden muss. Mancher lernt fleissig sein, manchem verhilft nur der Knüppel zu der freiwilligen Tätigkeit, mancher aber lernt's nie und dann noch unvollkommen. Fleiss ist gar nicht etwa zu verwechseln mit der Freude an der Arbeit. Beileibe nicht! Freude an der Arbeit haben — das kann jeder, das ist kein Verdienst, ist sogar eine menschliche Schwäche. Deshalb fällt der Schule die Aufgabe zu, zunächst einmal dem „unerzogenen“ Kinde die Freude an der Arbeit zu verleiden und auszutreiben. Dann erst kann man von Fleiss reden. Fleiss ist die Überwindung des Widerwillens (des noch dazu meist künstlich erzeugten Widerwillens) gegen die langweiligen und stumpfsinnigen Arbeiten, die vor allen Dingen möglichst zwecklos sein müssen. Je langweiliger und stumpfsinniger die Arbeit, desto höher ist der „Grad“ des Fleisses mit „gut“ oder „sehr gut“ zu bemessen. Wer seine Arbeit mit Lust und Liebe tut, ist doch nicht etwa fleissig. Das ist keine Kunst. Nein, erst muss die Schule den Widerwillen vor der Arbeit erzeugen — und das besorgt sie denn auch gründlich — dann erst kann sie an die Erziehung zum Fleiss gehen — und das besorgt sie weniger gründlich. Nicht wahr, das klingt ungeheuerlich und jeder Rektor und Lehrer wird sich schön hüten, so etwas zu sagen. Aber er handelt nach diesen Grundsätzen — nicht anders. Und schliesslich spricht die Tat. Und mein Heilmann — bitte, er ist von 1910 — kann es sich doch nicht verkneifen: „Das gesamte Tun und Treiben in der Schule muss in dem Kinde den Eindruck erwecken, dass hier fleissig gearbeitet und — Trägheit hier nicht geduldet wird.“ Na also! Ich höre schon den Bakulus sausen, auf dass er zu „freiwilliger“ Tätigkeit erziehe. „Trägheit wird hier nicht geduldet“, das wäre doch eine Devise, die an der Stirn jedes Schulhauses in goldenen Buchstaben prangen müsste.

Aber man höre und staune: Ich kenne eine Schule, in der man die Worte Trägheit und Fleiss nur dem Namen nach kennt. „Wieder solch verrückter Reformers“, sagte mir neulich ein Direktor. Jawohl! Doch ich weiss noch mehr Erstaunliches zu vermelden: In jener Schule, in der man niemand zur Arbeit zwingt, tut jeder, bitte jeder, seine Arbeit mit Freude aus freiem Willen, die er sonst gezwungen mit Widerwillen getan

hätte oder gar nicht. Woher kommt das? Das will ich euch verkünden! Man sagt dort als pädagogischen Grundsatz ein paar ganz einfache Worte: Fleiss ist Freude an der Arbeit, lebendiges Interesse, und das hat ein jeder. Bitte: jeder! Ich bin so ketzerisch, zu behaupten, dass es angeborene Trägheit nicht gibt, dass jedes Kind lebendiges Interesse besitzt, das man nicht zu wecken braucht, das man nur nicht totschiessen muss. Nicht wahr, das ist gedankenlos, wenn man sagt: Fleiss ist die freiwillige Tätigkeit des Menschen, und man will ihn mit Strafen zu der „freiwilligen“ Tätigkeit zwingen. Ehe es sich die Schule nicht abgewöhnt hat, bei Fleiss an heulend büffelnde Jungen zu denken, hinter denen Vater mit dem Knüttel steht, eher wird es nicht vorwärts gehen. Wir müssen lernen, wiederlernen, beim Fleiss ein Bild des Sonnenscheins zu sehen, der auf den Zügen eines forschenden Kindes ruht, das eine neue Wahrheit fand, das eine Arbeit vollbrachte. Fleiss ist Freude an der Arbeit. — „Schaffensfreude“.

(Walter Ohme, Berlin, in der Monatsschrift „Roland“, April 1913.)

Berichte und Notizen.

I. Report of the Commissioner of Education for the Year ended June 30, 1911.*

Das Bureau of Education entfaltet in den letzten Jahren eine sehr rege Tätigkeit. Das beweisen die zahlreichen Bulletins, welche dasselbe erscheinen lässt. Im Jahre 1911 gab das Bureau 19 Monographien über sehr interessante Gegenstände heraus; im nächsten Jahre stieg die Zahl derselben sogar auf 33, und in diesem Jahre sind schon wieder 18 erschienen. Auch die Jahresberichte erscheinen regelmässig und früher als sonst.

Aus der überreichen Fülle des Materials, welches die beiden Bände umfassen, kann man bei einer Besprechung nur wenig anführen.

In dem Jahrzehnt von 1900 bis 1910 hat das Schuljahr im ganzen Lande um 12 Tage zugenommen; es beträgt 156 Tage. Der Schulbesuch jedes Kindes hat um 13 Tage zugenommen.

Die Zahl der Kinder, welche die Schule besuchen können (vom 7. bis 18. Jahre), beträgt 25,000,000; von dieser Zahl sind aber nur 20,000,000 eingeschrieben, und nur 14,000,000 dieser eingeschriebenen Kinder besuchen die Schule; 6,000,000 Schüler besuchen die Schule nicht.

Die Zahl der Schulhäuser stieg von 248,279 auf 257,851. Diese geringe Zunahme beweist, dass auf dem Lande die Verschmelzung der Schulen Fortschritte macht, und das ist entschieden erfreulich.

Der Wert des sämtlichen Schuleigentums hat im Jahrzehnt um 75% zugenommen; er beträgt \$967,775,587.

* Washington, Government Printing Office, 1912. Volumes I and II.

Das Einkommen aller Schularten stieg um 83%; das Einkommen der Normalschulen und aller anderen Anstalten, die Lehrer ausbilden, stieg sogar um 140%, und die Einkünfte der Universitäten um 173%.

Die Ausgaben für unser gesamtes Erziehungswesen sind \$626,000,000. Die Volksschulen kosten \$400,000,000.

Die Ausgaben für das Schulkind stiegen von \$20.21 auf \$31.65; Zunahme 56 Prozent.

Die Zahl der Analphabeten hat sich von 10.7% auf 7.7% verringert.

Die Zahl der Lehrer ist um 20% gestiegen; sie beträgt 506,000. Davon sind 21% Männer. In den Nordstaaten ist die Zahl der Männer jedoch bedeutend geringer. Besonders gering ist sie in den städtischen Schulen. Doch gibt es keine Statistik darüber. Der Bericht sagt hierüber folgendes: „Die verhältnismässige Ausmerzung von Lehrern an den öffentlichen Schulen ist seit 1880 beständig mit grosser Schnelligkeit fortgeschritten. Vieles ist über diese Zustände geschrieben worden, und Klagen sind über die darin enthaltenen möglichen Gefahren laut geworden. Es besteht kein Zweifel, dass es nicht gut ist, eine so wichtige Sache wie die Erziehung von Knaben und Mädchen, in so grossem Massstabe Frauen anzuvertrauen. Aber die Tatsachen sind seit vielen Jahren bekannt, und die erhoffte Änderung kommt doch nicht.“

In 20 Jahren hat der Prozentsatz der Männer um 10% abgenommen. In den letzten Jahren war die Abnahme noch etwas grösser. Wenn der Prozentsatz so weiter fällt, und daran ist kaum zu zweifeln, so wird der letzte Lehrer um 1960 herum pensioniert oder begraben werden.

Die Fortbildungsschulen (*continuation schools*) sind eine Errungenschaft des letzten Jahrzehnts.

Eine andere Neuerung ist die Anstellung der Schulärzte. Im Jahre 1905 hatten nur 55 Städte Schulärzte; heute sind es deren 400.

Die Berufserziehung (*vocational training*) hat grosse Fortschritte gemacht. Es ist dies eine Erweiterung des Handfertigungsunterrichts für die Knaben und der weiblichen Handarbeiten (*domestic science*) für die Mädchen.

Schulzwang besteht heute in allen Staaten ausser in den Südstaaten Alabama, Florida, Georgia, Louisiana, Mississippi, Süd Carolina und Texas.

Die Zahl der Kindergärtnerinnen ist im Jahrzehnt von 2,326 auf 5,887 gestiegen.

In den Städten merkt man eine Bewegung zugunsten kleinerer Schulbehörden. Die Mitglieder werden nicht mehr so oft nach kleinen Bezirken (*wards*) erwählt oder ernannt, sondern aus der ganzen Stadt (*at large*). Der Bericht hält dies für einen grossen Fortschritt.

Die Freigebigkeit der Amerikaner für Erziehungszwecke ist sprichwörtlich. In dem vergangenen Jahrzehnt sind \$277,000,000 von einzelnen für höhere Erziehung geschenkt worden. Die wichtigsten Schenkungen sind: „Carnegie-Institution“, gegründet 1902, mit \$22,000,000. „The General Education Board“, gegründet 1902, mit \$30,000,000. „The Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching“, gegründet 1905, mit \$15,000,000, und „The Russell Sage Foundation“, gegründet 1907, mit \$10,000,000.

Für die Volksschule ist in der ganzen Zeit eine einzige Stiftung von 1 Million gemacht worden, die *Jeanes's Foundation*, deren Zweck die Hebung der Volksschulen unter den Negeren ist.

Die angeführten grossen Fortschritte im Erziehungswesen sind hoch erfreulich. Besonders auf dem Gebiete der höheren Schulen sind in den kurzen zehn Jahren grosse Fortschritte bemerkbar.

Dass aber die Volksschule heute noch bei uns das Aschenbrüdel ist, geht schon aus dem grossen Unterschied in den Schenkungen hervor: 277 Millionen für die höheren Schulen und nur eine Million für die Volksschule, und diese noch mit einer Einschränkung!

Wahrlich, die Leute, welche behaupten, unser Schulsystem sei oberlastig und überstürzig (*top-heavy*) haben nicht Unrecht!

Unter den weiteren Schattenseiten, die unser Schulsystem nach dem Bericht des Commissioner aufweist, sind folgende:

„Kein Staat hat mehr als 88% aller eingeschriebenen Schüler wirklich in den Schulen. In 10 Staaten besuchen nur 65% der eingeschriebenen Kinder die Schule. In 5 Staaten waren überhaupt nur 65% aller schulpflichtigen Kinder eingeschrieben.“

„Das Schuljahr ist sehr kurz. Nur 9 Staaten haben ein durchschnittliches Schuljahr von 9 Monaten. In 6 Staaten ist das Schuljahr kürzer als 6 Monate.“

„Diese Zahlen beweisen“, heisst es weiter im Bericht, „dass in den meisten Staaten noch viel geschehen muss, um die Einschreibung (*enrollment*) und den Schulbesuch zu erhöhen, und um das Schuljahr zu verlängern.“

„Die Schulhäuser und Schuleinrichtungen sind noch recht ungenügend. Der Wert des gesamten Schuleigentums, einschliesslich Schulhäuser, Grundstücke, Einrichtungen und Bibliotheken beträgt weniger als \$40 für jedes schulpflichtige Kind.“

„Die Landschulen sind besonders ungenügend. In vielen Fällen sind die Schulhäuser billig, ungesund, unbequem und nicht anziehend. Das Schuljahr ist kurz. Die Lehrer sind schlecht vorbereitet und werden schlecht bezahlt; sie sind zudem überarbeitet. Tausende von Lehrern in einklassigen Landschulen haben täglich 20 bis 30 Abteilungen zu unterrichten, und sie haben für jede Abteilung kaum 10 Minuten.“

„Die Lehrpläne sind unpassend (*ill-adapted*) für Landschulen und Landschulkinder. Der Schulbesuch ist unregelmässig, und viele Kinder verlassen die Schule, ehe sie ihre Muttersprache lesen lernen (*read easily and readily ordinary English*), oder gewöhnliche Rechnungen ausführen können.“

„Wenige lernen genügend Geschichte ihres Vaterlandes und seiner Einrichtungen, um verständige Bürger zu werden. Und noch weniger Schüler der Landschulen gewöhnen sich das Lesen guter Bücher an, eine Gewohnheit, die in einem Lande, wie dem unsrigen, so wichtig ist; denn unsere Einrichtungen ruhen auf der Idee, dass der einzelne intelligent sei, und dass er selbstbestimmende Kraft (*self-directing power*) besitze.“

Diese amtliche Kritik gilt der Schule, welche 56% unserer zukünftigen Bürger erzieht.

Gebäude, Einrichtungen, Schulfonds und Schuleinkommen sind aber nicht das wichtigste. Die Seele der Schule ist der Lehrer. Wie steht es hier?

Nur ein Viertel aller Lehrer ist fachlich vorgebildet. Ja, in manchen Staaten sind weniger als 10% der Unterrichtenden Berufslehrer. Ein grosser Teil der Lehrer steht unter 21 Jahren. Wenige bleiben lange genug im Amte, um durch Erfahrung an Kenntnissen und Geschick zu gewinnen. Das Durchschnittsalter ist nicht über 4 Jahre. Das sind recht unbefriedigende Zustände.

Das Durchschnittsgehalt des Lehrers beträgt \$63.39; bei einem Schuljahr von 8.75 Monaten macht das \$544.66 im Jahr und \$1.50 für den Tag.

Für die Lehrerin gelten folgende Zahlen: Monatsgehalt \$50.08; Jahresgehalt \$438.20, Tagesgehalt \$1.20.

Man vergleiche hiermit folgende Löhne für amerikanische Handwerker: Zimmerleute \$802; Bergleute \$600; Fabrikarbeiter \$550; „common laborers“ \$513. Der Lehrer steht also zwischen dem gewöhnlichen Arbeiter und dem Fabrikarbeiter, die Lehrerin jedoch unter dem gewöhnlichen Arbeiter.

Pensionen gibt es in den Staaten Rhode Island, Maryland und Wisconsin. Teilweise Pensionen (in den Städten) gibt es in New Jersey und Massachusetts.

Das sind wieder sehr traurige Tatsachen. Ein so reiches Land bezahlt die so wichtige Arbeit der Erziehung seiner Jugend so niedrig wie den gewöhnlichen Arbeiter.

Wären die Ver. Staaten ein armes Land, so könnten wir uns mit unserer Armut entschuldigen. Aber unser Volk ist sehr reich. Wir geben auch genug Geld für andere Zwecke aus. Wir leben in Frieden und geben trotzdem für Kriegszwecke 441 Millionen aus; für die Armee 160 Millionen, für die Marine 129 Millionen und für Pensionen 152 Millionen.

Im Jahre 1912 konsumierten wir die grosse Masse von 2,169,356,695 Gallonen Bier, Wein und Branntwein und gaben dafür die Riesensumme von \$1,607,028,346 aus.

Im tiefsten Frieden für Kriegszwecke 41 Millionen mehr, und für Getränke allein gar viermal mehr als für die Volksschule.

Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gelten bei uns die materiellen Interessen mehr als die kulturellen Bedürfnisse.

Angesichts dieser Tatsachen ist mir ein Passus des Berichtes auf Seite 6 des I. Bandes unverständlich. Dort heisst es im Anschluss an die Angabe der Tatsache, dass die lokale Besteuerung für Schulzwecke in den letzten 10 Jahren um 90% zugenommen hat:

„Was auch immer für Gewissenszweifel (*qualms*) zeitweilig aufkommen mögen wegen unserer bürgerlichen Tüchtigkeit (*civil efficiency*) in anderen Richtungen unserer Bestrebungen, so ist es klar, dass das amerikanische Volk an die Erziehung seiner Kinder glaubt und willens ist, direkt dafür aus seiner eigenen Tasche zu zahlen.“

Mir scheint eher der Schluss gerechtfertigt, dass unser Volk die Wichtigkeit der Volksschule noch nicht erfasst hat, und dass die Ursache der sehr unbefriedigenden Erziehungsverhältnisse zum grössten Teil darin zu suchen ist, dass unser Volk nicht genug Geld ausgibt für die Volksschule.

Wollen wir aus den unwürdigen Zuständen herauskommen, so gibt es nur einen Weg: Die Schaffung eines tüchtigen Lehrerstandes. Und um den zu erhalten, muss man 1. von allen Lehrern Fachbildung verlangen; 2. nach einer Probezeit die Lehrer definitiv anstellen, wie schon Tausende von anderen Beamten es sind. 3. Das Gehalt so hoch setzen, dass ein Mann mit Familie anständig davon leben kann. 4. Um die Lehrer zu halten, das Maximum des Gehaltes erst in 15—20 Jahren eintreten lassen. 5. Die Lehrer nach 30.—40. jähriger Dienstzeit pensionieren, wie wir es jetzt schon bei der Polizei und Feuerwehr tun.

Diese Vorschläge habe ich im Jahresbericht nicht gefunden.

Warum stellt sich unser *Commissioner of Education* nicht als Führer an die Spitze einer Bewegung, die die Schaffung eines Lehrerstandes zum Ziele hat, und die willens ist, für die eines solchen Standes würdige Stellung im öffentlichen Leben zu kämpfen?

J. E.

II. Siebenter Jahresbericht der Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts.

(Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching.)

Von Dr. Rudolf Tombo sen., New York.

Unter den verschiedenen Organisationen, die in den letzten 10 bis 12 Jahren zum Zweck der Hebung und gleichmässigeren Gestaltung der Leistungen der Colleges und Universitäten des Landes ins Leben gerufen worden, nimmt die Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts die erste Stelle ein. Die Stiftung belief sich anfangs auf 10 Millionen Dollars, die Carnegie im Jahre 1905 schenkte und von deren Zinsen den Professoren der als vollgültig anerkannten Colleges und Universitäten der Ver. Staaten, Canadas und Newfoundlands Ruhegehälter gewährt werden sollten. Im Laufe der Jahre wendete Carnegie der Stiftung weitere 5 Millionen zu, und im vorigen Jahre spendete er abermals eine Summe von $1\frac{1}{4}$ Million, die jedoch ausschliesslich dazu dienen soll, die Kosten der Untersuchung über den Stand des höheren Unterrichtswesens in den genannten Ländern zu decken, die bis dahin von den allgemeinen Zinsen bestritten worden waren. Da von Anfang an nur solche Colleges und Universitäten in Betracht kommen konnten, deren Leistungen durchaus auf der Höhe der Zeit standen, während in den Ver. Staaten Hunderte von Lehranstalten den Namen Colleges und Universitäten führten, deren Leistungen minderwertig waren, so kam es darauf an, die Lehranstalten durch eingehende Untersuchung ihrer wissenschaftlichen Leistungen und ihres finanziellen Standes zu sichten, und aus diesen Untersuchungen erwuchsen naturgemäss allgemeine Studien über das Bildungs- und Erziehungswesen des Landes, deren Ergebnisse in den Jahresberichten des Präsidenten der Stiftung, Dr. Henry S. Pritchett, niedergelegt sind. Mit freudiger Erwartung sehen die Bildungsfreunde des Landes alljährlich diesen Berichten entgegen: es sind wichtige Marksteine in der Geschichte der Entwicklung des amerikanischen Erziehungswesens, die, wie bemerkt, hauptsächlich zum Fortschritt in den Erziehungsverhältnissen des Landes während der letzten Jahre beigetragen haben.

Der soeben erschienene 7. Jahresbericht der Carnegie-Stiftung zerfällt, wie seine Vorgänger, in zwei Hauptteile, deren erster die Geschäfte des bis Oktober 1912 gehenden Berichtsjahres enthält, sowie eine eingehende Behandlung der Pensionsfrage für Lehrer, Regierungsbeamte und industrielle Angestellte, während der zweite Teil sich mit den gegenwärtigen Erziehungsproblemen sowie dem Bildungswesen im allgemeinen befasst.

Das Einkommen des Berichtjahres betrug \$676,486.56, die Ausgaben \$634,496.89, wovon \$570,423.63 an Ruhegehältern und Witwenpensionen bezahlt wurden. Im Laufe des Jahres kamen 48 Neubewilligungen hinzu, so dass am Schluss des Jahres 398 Bewilligungen, und zwar 315 Ruhegehälter und 83 Witwenpensionen, in Kraft waren. Ende 1912 hatte der Durchschnitts-Ruhegehalt die Höhe von \$1,676.66, während er nach dem ersten Jahresbericht nur \$1,450 betrug. Der Grund der Erhöhung liegt hauptsächlich in der allgemeinen Erhöhung der Professorengehälter.

Die Zahl der berechtigten Anstalten der Stiftung ist wie im Vorjahre dieselbe geblieben, nämlich 72. Die Gesuche um Neuaufnahme mussten bis zur Beendigung einer genaueren Untersuchung der gegenwärtigen und zukünftigen finanziellen Verpflichtungen der Stiftung zurückgelegt werden. An den 72 Anstalten wirkten Ende Juni 1911, an welchem Tage die betr. Statistik gesammelt wurde, 5,025 Lehrkräfte, die einst Pensionsansprüche haben. Von diesen waren 494 (9,8%) Frauen und 4,531 (90,2%) Männer.

Der durch den Präsidenten der Carnegie-Stiftung vermittelte Lehreraustausch zwischen den Ver. Staaten und Preussen erweist sich mit jedem Jahre wertvoller; insbesondere für die amerikanischen Lehranstalten, die den guten Einfluss der ihnen zugewiesenen preussischen Lehrer nicht hoch genug zu schätzen wissen. Wenigstens lauten die in dem Bericht mitgeteilten Gutachten verschiedener Schulen ausserordentlich anerkennend für die deutschen Austauschlehrer. Von amerikanischen Austauschlehrern schildert Paul Jones von der De Pauw Universität, der das Jahre 1911/12 in Frankfurt a. M. zugebracht, seine Erfahrungen mit begeisterten Worten. Er schreibt übrigens die Trefflichkeit des deutschen Schulsystems weniger den deutschen Methoden als der vorzüglichen Ausbildung des deutschen Lehrers zu. Im Schuljahre 1912/13 sind 10 amerikanische Lehrer an preussischen höheren Schulen tätig, während 7 Lehrer preussischer Gymnasien u. s. w. an amerikanischen Schulen wirken. Im ganzen haben seit der Einführung des Lehreraustausches im Jahre 1907 32 amerikanische Lehrer aus 23 verschiedenen Staaten ein Jahr in preussischen Schulen unterrichtet, während 30 preussische Lehrer an amerikanischen Schulen unterrichtet haben.

Auf die ausführliche Abhandlung über Pensionssysteme soll hier nicht näher eingegangen werden. Angesichts der Tatsache, dass verschiedene Staaten damit umgehen, Gesetze für Lehrer- und sonstige Pensionen zu machen, weist Dr. Pritchett auf die üblen Erfahrungen mit den verschiedenen Pensionssystemen hin und empfiehlt schliesslich ein besteuerndes System. Eine anschauliche Beschreibung der Methoden der Carnegie-Stiftung schliesst die Abhandlung, die sich für die Gesetzgeber in den Staaten, welche Pensionen für Lehrer und Beamte einzuführen beabsichtigen, als unentbehrlich erweisen dürfte.

Endlich enthält der erste Hauptteil des Berichtes noch ein kurzes Kapitel über die erzieherischen Aufgaben der Stiftung, aus dem wir u. a. ersehen, dass die Stiftung mehrere Einzelveröffentlichungen (Bulletins) vorbereitet, die sich auf die landwirtschaftliche Erziehung, die Ausbildung zu Juristen sowie auf die Ausbildung der Lehrer in den Ver. Staaten und Canada erstrecken. Zwei Sonderveröffentlichungen über medizinische Ausbildung sind bereits erschienen, eine dritte, die sich mit den zahnärztlichen Schulen sowie mit den Pflegerinnen-Schulen u. s. w. beschäftigen wird, ist in Aussicht genommen. Dr. Pritchett betont zum Schluss, dass die Untersuchungen der Stiftung nicht etwa einseitige sind, sondern dass sich die Stiftung bei allen ihren Forschungen des Beistandes und der Mitwirkung der angesehensten Fachmänner in Amerika wie in Europa zu erfreuen hatte.

Der zweite Hauptteil des Berichtes nimmt zunächst die Frage der Aufnahmeprüfung für das College wieder auf, eine Frage, die jeder vorhergehende Bericht erörtert hat und erörtern musste, denn es ist eine Lebensfrage für das amerikanische höhere Unterrichtswesen. Wenn die Colleges heute im allgemeinen einen vierjährigen Hochschul- (*high school*) Kursus als Aufnahmebedingung vorschreiben, so bestehen doch immer noch zahlreiche Sonderforderungen. Der Bericht redet einer grösseren Vereinfachung des Übergangs von einer Hochschule zum College das Wort. Sehr erfreulich ist es, zu ersehen,

dass die sogenannten professionellen Schulen immer höhere Anforderungen bei der Aufnahme stellen. Zu den interessantesten Kapiteln dieses Teiles des Berichtes gehört das folgende, den Übergang von einem College oder einer Universität auf die andere betreffend. Hier bietet sich infolge der grossen Verschiedenartigkeit der Anstalten und ihrer Organisation eines der schwierigsten Probleme dar, wie nämlich die auf einem anderen College oder einer anderen Universität zu bewerten ist. Der Bericht setzt die verschiedenartigsten Methoden der einzelnen Anstalten auseinander und hält die Zeit für gekommen, dass es ebenso möglich wie wünschenswert sei, die Leistungen amerikanischer Colleges gleichmässig zu bewerten, den Versuch zu machen, eine Erziehung, die ähnlichen Idealen dient, als gleichwertig anzuerkennen.

Das nächste Kapitel behandelt die Fortschritte auf dem Gebiete der ärztlichen Ausbildung (*Medical Progress*). Zunächst wird auf die Sonderveröffentlichung des Berichtjahres "*Medical Education in Europe*" Bezug genommen, die die ärztliche Erziehung in England, Frankreich und Deutschland behandelt und die auch in Deutschland solches Interesse erregt hat, dass eine deutsche Ausgabe im Druck befindlich ist. Das umfangreiche Werk ist eine Ergänzung der im Jahre 1910 erschienenen Veröffentlichung über die ärztliche Erziehung in den Ver. Staaten und in Canada, die ein ungeheures Aufsehen in der ganzen Welt hervorgerufen und die Schliessung einer grossen Anzahl sogenannter medizinischer Schulen in diesem Lande zur Folge hatte. Während nämlich im Jahre 1904 noch 166 sogenannte medizinische Schulen in den Ver. Staaten und Canada bestanden, ist diese Zahl in acht Jahren auf 177 zurückgegangen. Von 20 homöopathischen Schulen im Jahre 1900 bestehen heute noch 10. Die Zahl der Studenten der Medizin ist von 28,142 im Jahre 1904 auf 18,412 zurückgegangen. Dreissig medizinische Schulen des Landes machen heute bereits den zweijährigen Besuch eines College zur 'Aufnahmebedingung und 15 weitere verlangen wenigstens ein Jahr Collegearbeit.

Eines der folgenden Kapitel wendet sich scharf gegen die Gepflogenheit gewisser Anstalten, durch Reklameanzeigen Studenten zu gewinnen. Noch schärfer wird in dem Abschnitt „Erziehung und Politik“ an der Hand zahlreicher Beispiele der unheilvolle politische Einfluss getadelt, den einzelne Staaten auf die Unterrichtsanstalten ausüben. Dieser unheilvolle Einfluss macht sich in der Ernennung von parteipolitischen Verwaltungsräten geltend, die ohne Kenntnis dessen, was erzieherisch not tut, bereit sind, persönlichen Ehrgeiz auf Kosten des Wohles der Anstalten zu befriedigen. Ebenso verderblich wirkt die Konkurrenz verschiedener staatlicher Anstalten in einem und demselben Staat, sowie das Bestreben zahlreicher nicht staatlicher Anstalten, Staatsunterstützung zu erlangen ohne staatliche Kontrolle.

Das letzte Kapitel des Berichtes ist den Schwindeluniversitäten gewidmet. Dass diese gerade im Distrikt Columbia unter den Augen der Bundesregierung blühen konnten und blühen können, ist fast unbegreiflich. Indes das Gesetz gibt dem Distrikt und auch vielen Staaten das Recht, irgend einer Geschäftskorporation einen Freibrief zur Gründung einer Universität zu erteilen, ohne dass diese Korporation auch nur den geringsten Nachweis der Befähigung zu führen braucht. Es ist gegenwärtig eine Bewegung im Gange, diesem schmachvollen Zustand gesetzlich ein Ende zu machen.

Der 7. Jahresbericht der Carnegie-Stiftung reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen: Wer sich mit der Entwicklung des höheren Unterrichtswesens in den Ver. Staaten vertraut machen will, muss die Jahresberichte der Carnegie-Stiftung studieren.

III. Korrespondenzen.

Chicago.

In den herrlichen Räumen des Germania Klubs wurde am Dienstag, dem 3. Juni, dem Vizepräsidenten unseres Schulrates, Herrn Heinrich Huttmann, ein prächtiges Bankett gegeben, bei dem über hundert der hervorragendsten Deutschen anwesend waren. — Herr Huttmann hat sich während seiner nun zweijährigen Tätigkeit als Mitglied der Schulbehörde zum Liebling der deutschen Lehrer und des ganzen Deutschums gemacht. Ihm ist es vor allem zu verdanken, dass der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen während der letzten anderthalb Jahren einen so ungeahnten Aufschwung genommen hat. War es doch er, der die Ernennung eines Unterichtsleiters durchgesetzt und dem Unterrichte selbst allen möglichen Vor-schub geleistet hat. Aber das war nicht alles. Er liess es sich nicht verdriessen, die Versammlungen deutscher Vereine zu besuchen und in diesen die Väter auf die Wichtigkeit der Erlernung der deutschen Muttersprache seitens der Kinder auf das eindringlichste aufmerksam zu machen. So kam es, dass sich die Schar der deutsch-lernenden Schüler in kurzer Zeit gerade verdoppelt hat.

Alles dieses wurde bei dem Bankett von tüchtigen Rednern ins rechte Licht gestellt, und zum Schlusse von der Versammlung einstimmig beschlossen, Herrn Heinrich Huttmann dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zur Ernennung zum Bundesrichter auf das wärmste zu empfehlen.

Emes.

Milwaukee.

Wie vor einigen Wochen angekündigt, fanden im Wonnemonat zwei Lehrerversammlungen statt. Für die Elementarschulen wurde der oft besprochene, viel kritisierte und unter viel Mühe und Arbeit zusammengestellte neue Lehrplan in letzter Fassung angenommen. Besondere Schwierigkeiten traten bei der Verteilung der Arbeit und der Festsetzung eines Minimumpensums für die oberen Klassen zu Tage. Das Komitee hatte unter dem Vorsitz des Lehrers Karl Guth keine

Mühe gescheut, diese Sisyphusarbeit einem befriedigenden Endresultat entgegenzuführen. Nun liegt der Lehrplan fertig da und wird demnächst im Druck erscheinen, so dass auch Auswärtige urteilen und die Früchte dieser Anstrengungen geniessen können. Auch die Lehrer moderner Sprachen an den sog. Hochschulen waren von Prof. L. Stern zu einer beratenden Sitzung zusammengerufen worden. Hier handelte es sich besonders um neue Methoden und die Besprechung neuer Lehrbücher, und das neue Spanhoofsche Elementarbuch der deutschen Sprache wurde zur Einführung empfohlen unter der Bedingung, dass der Preis 75 Cents nicht übersteigt.

Inbezug auf den Unterricht in der französischen Sprache wurden keine Änderungen vorgeschlagen.

Um die Mitte des Monats wurde eine grandiose Wagnerfeier veranstaltet, die eine derartige Wirkung nach aussen im Gefolge hatte, dass sogar die englischen Zeitungen spaltenlange Berichte über die musikalischen Leistungen der festgebenden Vereine brachten. Das mächtige Auditorium war trotz des verhältnismässig hohen Eintrittes bis auf den letzten Platz besetzt, und das dankbare Publikum gelzte durchaus nicht mit seinem Beifall. Hier zeigte es sich wieder einmal so recht deutlich, was die Deutschen vermögen, wenn sie zusammenhalten und auf ein gemeinsames Ziel lossteuern. Sehr häufig hörte man die Frage: Warum können wir so etwas nicht öfters haben?

Eine ansehnliche Schar von Sängern und Nichtsängern hat uns vor einigen Wochen den Rücken gekehrt und macht nun alle möglichen Gauen des alten Vaterlandes unsicher, um den Reichsdeutschen *ad oculos* zu demonstrieren, dass man im vielgeschmähten Amerika trotz der Jagd nach dem allmächtigen Dollar den Sinn für das deutsche Lied noch nicht gänzlich verloren hat. Mögen sie das hochgesteckte Ziel erreichen und ihren Teil dazu beitragen, das Band, das Columbia und Germania umschlingen soll, immer fester zu knüpfen.

Hans Siegmeyer.

Reiseberichte.

Chicago. — Am 15. Mai hatte Schreiber dieses die Gelegenheit, einer Sitzung des *Chicagoer deutschen Lehrervereins* im Bismarck beizuwohnen und nahm einen recht angenehmen Eindruck mit. Was besonders auffiel, war das sympathische Verhältnis der Kollegen und Kolleginnen und das offenbar vorhandene Interesse. Nicht aus Zwang waren sie erschienen, sondern vielmehr zum Zwecke der Anregung und Bereicherung ihres Wissens. Sie bekundeten dies dadurch, dass sie nicht nach einer Stunde davon liefen, sich vielmehr bequem an Tische setzten, wo Getränke, meist Wasser und Kaffee, serviert wurden, und nicht nur zwei Stunden aushielten; etwa ein Dutzend von den Erschienenen (42) blieben noch zu einem gemeinsamen Abendessen im Bismarck.

Der bekannte Schriftsteller *John P. Arnold* hielt einen äusserst belehrenden und interessanten Vortrag über „Zur Entwicklungsgeschichte der Erde und der Menschheit“. Unter den mehr internen Angelegenheiten sei die energische Empfehlung und Aufforderung zum Besuche des Lehrertages in Toledo, O., sowie der Sommerschule des Lehrerseminars in Milwaukee rühmend erwähnt. Drei Damen aus Chicago werden voraussichtlich am Sommerkursus teilnehmen. Zum Lehrertag hoffen die Chicagoer mit wenigstens zwanzig Mitgliedern zu erscheinen. Das ist sehr erfreulich zu hören, denn lange Zeit hat Chicago nur geringen Anteil am Bunde genommen, ausser dem jetzigen Superintendenten *Martin Schmidhofer* war fast niemand auf den Tagungen vertreten.

Herr Schmidhofer hat eine weitere Anzahl von Schulen dem deutschen Unterricht erschlossen. Wo 50 Familien den deutschen Unterricht verlangen, darf ein Lehrer des Deutschen angestellt werden. Für 12 Schulen hat er jedoch keine Lehrer; erst wenn diese sich finden, kann auch da der deutsche Unterricht erteilt werden. Der Mann, der im Schulrat dem deutschen Unterricht die Wege geebnet und ihm jeglichen Vorschub geleistet

hat, ist Herr *Heinrich Huttman*. Das dankbare Deutschtum der Stadt gab ihm in Anerkennung seiner Verdienste am Abend des 3. Juni ein Bankett im Germania-Klub, bei welchem das beste Element des Deutschtums vertreten war.

Evansville, Ind. — Gegen Ende des Mai besuchte ich die Schulen unseres eifrigen Lehrerbundsmitgliedes *J. H. Henke* in Evansville. Ich kann berichten, dass dieser vorgeschobene Posten in ausgezeichneten Händen ist, und dass der Deutschunterricht von Evansville sich sehen lassen kann. Eine Reihe tüchtiger Kollegen und Kolleginnen stehen Herrn Henke zur Seite und leisten auf dem Gebiete des Fortschrittes Erstaunliches. Interessant war mir, den Unterricht in der High School zu beobachten, wo *Walter-Krause's Beginners' German* mit verblüffendem Erfolge benützt wird. Die Resultate in den verschiedenen Klassen waren ziemlich einheitlich; sie bewiesen mir, dass zur vorteilhaften Anwendung der Methode zwar methodische Schulung aber nicht unbedingt „pädagogische Genies“ notwendig sind. Wir sollten aber einmal Ernst machen und diese Schulung fordern; wer sie nicht besitzt, muss sie einfach nachholen; der Unterricht im Deutschen sollte nicht auch noch durch unsere eigenen Mängel geschädigt werden.

Eine äusserst freundliche Aufnahme bereitete mir am Abend der Stadtverband, der mir Gelegenheit gab, den versammelten Damen und Herren die Not des deutschen Unterrichts, den Mangel an deutschen Lehrern und die Bedürfnisse des Lehrerseminars auseinander zu legen. Was mir sehr gefiel, war, dass alle deutschen Faktionen, politische, gesellschaftliche und religiöse, in nachahmungswerter Einigkeit zusammenstimmten; es wurde mir ohne weiteres klar, dass darin eben die Macht und der Einfluss des deutschen Elementes von Evansville liegt. Das Ansehen und der Einfluss des Deutschtums in Evansville ist daher auch ausschlaggebend. Wenn es doch überall so wäre.

G. J. L.

IV. Umschau.

Vom Lehrerseminar. Das Schuljahr des Seminars schliesst am 20. Juni. Schriftliche Prüfungen in der Oberklasse wurden vom 19. bis 22. Mai und Probelektionen am 5. und 6. Juni abgehalten.

Die Schlussfeier der Akademie wird schon am 19. Juni stattfinden. Sie ist dieses Jahr von besonderer Bedeutung, da zum ersten Male Schülern der High Schull Abteilung das Abgangszeugnis erteilt werden wird.

Zu Ehren der Absolventen des Seminars werden zwei Festlichkeiten veranstaltet, eine von den unteren Klassen am 9. Juni in Wulf's Island und ein Bankett vom Alumniverein am 13. Juni.

Akademie und Seminar hatten einen vorzüglichen Erfolg mit ihrem *Maifest* am 29. Mai. Die grosse Einnahme von \$290.50 wird nach Abzug der Unkosten zur Anschaffung einer Bühneneinrichtung verwendet werden.

Am 27. April veranstalteten die Vereinigten Sänger von New York im dortigen grossen Saale des Hypodroms eine glänzende *Wagner-Feier*, deren Reinertrag dem Lehrerseminar zugute kam. Trotz der grossen Ausgaben, die das Unternehmen verursachte, ergab sich ein Reingewinn von \$476.34, die am 16. Mai Herrn Direktor Griebisch übersandt wurden. Dieses Vorgehen der New Yorker Sänger ist ein erneuter Beweis des regen Interesses, das das Deutschtum New Yorks an dem Geschicke des Seminars nimmt. Gleiche Tatkraft zum Besten der Anstalt auch in anderen Teilen des Landes wurde ihr bald zu der Entfaltung verhelfen, die ihr ihrer inneren Bedeutung wegen zukommt.

Die *Staatsuniversität von Indiana* hat nunmehr durch Fakultätsbeschluss den Abiturienten des Seminars dieselbe *Akkreditierung* wie die Staatsuniversität von Wisconsin zuerkannt. Das Diplom der Anstalt berechtigt somit seinen Inhaber zum Eintritt in das dritte College-Jahr der Universität, vorausgesetzt, dass Deutsch als Hauptstudium weitergeführt wird.

Am 30. April wurde in New York zu Ehren Professors Paul H. Hanus ein Festessen veranstaltet unter den Auspi-

zen der leitenden Erziehungs- und bürgerlichen Vereine dieser Stadt aus Anerkennung seiner der Kommune geleisteten Dienste durch die Führung der Untersuchung des dortigen Schulsystems. Die Festredner, namentlich der Vorsitzende des Banketts und Präsident des öffentlichen Erziehungsvereins, Charles P. Howland, und J. P. Mitchel, Präsident des Stadtrates von New York, rühmten Prof. Hanus, der mit unermüdlicher Geduld und nie endendem Fleisse sich der Lösung seiner Riesenaufgabe unterzogen hatte, und der auf Grund seiner einschlägigen Kenntnisse als Gelehrter seines Faches wertvolle Anregung zu geben vermochte. Prof. Hanus selbst betonte in seiner Ansprache die Schwierigkeiten, mit denen das Komitee in der Ausführung seiner Aufgabe zu kämpfen hatte. In klarer und übersichtlicher Weise verbreitete er sich weiterhin über den Endzweck, die Methoden und das Ergebnis der Untersuchung. Seine eigene Bescheidenheit, dabei seine Einsicht, seine überzeugende Kraft und Unbefangenheit in seinem Urteil machten auf alle Hörer einen grossen Eindruck. (Ohne dass der Bericht des Untersuchungskomitees selbst vollständig bis jetzt im Druck veröffentlicht ist, haben sich doch die verschiedensten Zeitschriften bereits mit den Resultaten der Untersuchung beschäftigt. Dass eine solche Arbeit, wie sie diese Untersuchung bedeutet, nicht allen zu Dank ausgeführt werden konnte, ist selbstverständlich. Prof. Hanus und sein Komitee mussten sich auch manche, mitunter sehr absprechende Kritik gefallen lassen. Da wir im *Malhefte* uns mit einigen Besprechungen der Arbeiten dieses Komitees beschäftigten, nehmen wir um so lieber diesmal von der obigen Feier Kenntnis, die den Beweis liefert, dass die Arbeit doch in massgebenden Kreisen die ihr zukommende Anerkennung gefunden hat. D. R.)

Lehrerpension. Das erste Pensionsgesetz für Lehrer nahm der Staat New Jersey im Jahre 1903 an. Heute haben die Staaten Virginia, Maryland, Rhode Island, Wisconsin und New York das Beispiel New Jerseys nachgeahmt. In den Staaten Georgia, Indiana und Mi-

chigan wurden im letzten Jahre Versuche gemacht, Pensionsgesetze zu schaffen, doch wiesen die Gesetzgebungen dieser Staaten die Entwürfe ab. In den folgenden Staaten dürfen Städte Pensionen für ihre Lehrer schaffen: Minnesota, Utah, Ohio und Illinois. Folgende Städte haben Pensionen für ihre Lehrer eingerichtet: Louisville, Ky., Salt Lake City, Chicago, Detroit, New York, Boston, Philadelphia, San Francisco und Milwaukee.

Die „National Education Association“ hat soeben einen sehr lehrreichen Bericht ihres Gehaltsausschusses veröffentlicht.

Dieser Ausschuss hat die Frage untersucht, ob die Gehälter der amerikanischen Lehrer gestiegen seien, und wie sich dieselben zu den Unterhaltungskosten verhalten. Der Ausschuss ging von der einzig richtigen Auffassung aus, dass man bei dieser Frage die Zunahme oder Abnahme der Kaufkraft des Geldes in Betracht ziehen müsse. Das Bureau of Education, das Zensus-Bureau sowie andere Ämter wurden zur Mitwirkung herangezogen.

Die Kaufkraft des Geldes ist in den letzten Jahren so stark zurückgegangen, dass heute \$1000 nötig sind, wo im Jahre 1897 \$693.76 genügten, ein gewisses Quantum Lebensmittel, Kleider u. s. w. zu kaufen. Die Kaufkraft des Geldes ist also in 14 Jahren um etwa 30% gefallen. Wo heute die Lehrergehälter nicht mindestens 30% höher sind als im Jahre 1897, da sind sie nicht gestiegen. Wo sie in den letzten 14 Jahren gleich geblieben sind, da sind sie tatsächlich um 30% gefallen.

Nach dieser einzig richtigen Untersuchung der Gehaltsfrage dürfte die Legende von den steigenden Lehrergehältern tatsächlich in nichts zerfallen. Ja in vielen Fällen sind die Lehrer heute nicht so günstig gestellt, wie sie es im Jahre 1897 waren.

Der Ausschuss hat die Gehaltsverhältnisse in Cincinnati, New Haven, Hamilton, Denver und Atlanta genau untersucht. In diesen Städten befindet sich unter 8 Lehrkräften ein Mann. Unter 12 Lehrerinnen ist eine verheiratet. Jeder Mann unter 25 ist unverheiratet.

Unter den verheirateten Männern besitzen aus fünfzehn drei ein eigenes Haus, mit oder ohne Hypothek.

Im Jahre 1911 haben nur zwei Drittel der unverheirateten Lehrerinnen in Cincinnati und Hamilton Geld gespart;

in New Haven und Denver nur drei Fünftel, und in Atlanta nur ein Drittel.

Von 1600 Lehrern in den obengenannten fünf Städten hatten nur 13 Eigentum, welches die Summe von \$5000 überstieg. Arme Lehrer!

(J. E.)

Allen Anzeichen nach wird das 31. Bundesturnfest des Nordamerikanischen Turnerbundes in Denver, Colo., einen grossartigen Verlauf nehmen. Anmeldungen sowie Vorbereitungen zeugen für ein erfreulich reges Interesse unter den Turnern.

Professor Hugo Münsterberg (Harvard University) hielt vor dem Ausschuss, der sich zur Feier des hundertjährigen Friedens zwischen England und Amerika gebildet hatte, eine bemerkenswerte Rede. Er sagte:

„Der Eindruck, den ich von den Beratungen dieses Komitees bekommen habe, mag vielleicht einseitig sein. Aber ich meine, bei dieser verdienstlichen Bewegung muss man alles vermeiden, was dahin ausgelegt werden könnte, als ob diese sich gegen die Nachkommen von Nichtengländern in diesem Lande richten könnte. Ein gewisses Misstrauen und eine geheime Furcht, dass diese Bewegung zu einem Zwiespalt der Bevölkerung führen könnte, und dass dadurch die Bürger, die von Nichtengländern abstammen, zu Bürgern zweiter Klasse herabgedrückt werden könnten, macht sich bemerkbar. Ich glaube ja nicht, dass Sie diese Absicht haben. Viele im Volke sind jedoch fest davon überzeugt, dass der Zweck der ganzen Bewegung kein anderer ist, als Amerika in den Dienst Englands zu pressen, um Deutschland bekämpfen zu können. Das ist ein krasses Missverständnis, das aber möglicherweise noch weiter um sich greifen könnte. Und schliesslich dauert der Friede zwischen Amerika und Grossbritannien jetzt nur hundert Jahre, während er zwischen Amerika und Deutschland überhaupt noch nie gestört worden ist.“

Unter Teilnahme einer glänzenden Festversammlung, in der die deutsche und amerikanische Welt im allgemeinen und die akademische Welt Amerikas im besonderen durch die Träger angesehener Namen vertreten war, feierte die German Publication Society zu New York ihr erstes Jahresfest. Die Gesellschaft wurde auf Anregung von Geheimrat Hugo Reisinger gegründet

zur Herausgabe eines 20 Bände umfassenden Werkes, das sich „The German Classics of the 19th and 20th Century“ nennt. Die Gründer gingen dabei von dem Gedanken aus, dass die Förderung engerer Beziehungen und die Förderung eines besseren gegenseitigen Verständnisses ihres nationalen Lebens und der politischen Ziele das sicherste Mittel zur Erhaltung des Friedens bilden. Dazu will die Gesellschaft der englisch-sprechenden Welt die Kulturarbeit und die Errungenschaften der deutschen Nation näherbringen. Die literarische Leitung der Herausgabe des erwähnten Klassiker-Werkes liegt ausschliesslich in den Händen des Professors Francke, der die zur Übersetzung kommenden deutschen Schriftsteller persönlich ausgesucht hat und die Übersetzung, die mustergültig sein soll, überwacht. Das Werk wird in verschiedenen Ausgaben erscheinen. Die ersten drei Bände kommen bereits Mitte Mai auf den Markt.

Am 22. Mai wurde in der Aula der *Miami University* eine *Wagner Centenary* abgehalten. Zugegen waren gegen 1000 Personen, darunter zahlreiche auswärtige Gäste, und gegen 400 Deutsch treibende Studenten. Den Festsaal schmückte die bekränzte Blüthe des Gefeierten. Das musikalische Programm verlief glänzend; die Festreden, gehalten von Prof. Chas. H. Handschin und Mr. Raymond H. Burke, waren von hoher Begeisterung erfüllt, und so gestaltete sich der Abend zu einem hohen Hymnus auf die Manen des verstorbenen geliebten Meisters.

Dank den freigebigen Spenden der drei teilnehmenden Colleges war der Eintritt für jedermann frei. Nach vollendeter Feier übersandten die Mitwirkenden einen Glückwunsch, sowie das Programm der Feier an Frau Cosima Wagner in Baireuth.

Der bekannte Literaturhistoriker *Erich Schmidt* an der Universität Berlin ist am 29. April gestorben. Der Tögl. Rundschau entnehmen wir den folgenden Nachruf:

„Schon seit dem Jubiläumsjahr der Berliner Universität, da das Rektorat eine Unsumme von Repräsentationslast und Mühen auf die Schultern des doch nicht Robusten legte, konnte man ein Nachlassen an Frische und jener mitreisenden Lebendigkeit merken, die zu *Erich Schmidt* zu gehören

sahen. Der bis dahin Sprühende und Junge, der zweiundfünfzig Semestern der gleiche geschienen war, zeigte Spuren des Altwerdens, nicht in dem, was er sprach, aber wie er sprach und in Zügen des sonst so straffen und fest geformten Gesichtes. „Und manche lieben Schatten steigen auf“, vielen werden versunkene Semester auf Augenblicke wieder lebendig werden, da sie den Tod des Mannes erfahren, der ihnen einmal die helle, funkelnde Schale hielt, viele, denen er im Seminar und auf wissenschaftlichen Wegen weit mehr als nur ein Lehrer gewesen, werden aufs neue hinter dem Bild des Gelehrten das Bild eines gütigen und warmen Menschen erblicken. Von seinen Gelehrtenleistungen sei nur auf die Entdeckung des Urfaust gewiesen, sein grosses Werk über Lessing, seine vorbildliche Kleist-Ausgabe, seine „Charakteristiken“, die, in glänzender Essay-Form, doch der Wissenschaft nicht untreu werden. Eine Fülle von Anregung ging von seinen Kollegien aus. Wer einmal etwa in der Stunde dabei war, wie er in dem Kolleg über Faust den Vorläufer Goethes, den unglücklichen Christopher Marlow mit wenigen Worten malte, oder wie er Bürger begrenzte und hochhob, wie er den jungen Goethe leuchtend, lebendig, mitfühlend hinstellte, wird die Wirkung dieser Stunden nicht vergessen. Man hat die glänzende Form dem auch äusserlich Glänzenden fast zum Vorwurf gemacht, man konnte sich halt schwer daran gewöhnen, dass auf dem Katheder auch Kraft, Jugendlichkeit, vielleicht auch Rhetorik neben der Wissenschaftlichkeit sein darf. Seine Schüler wissen besser, wie genau wissenschaftliche Arbeit dabei getrieben wurde, wie dieser strahlende Mantel über tiefe, ernste Philologenarbeit gebreitet wurde. Sie werden ihm immer danken, dass er menschliche Wärme und Mitfühlen in die Materie trug. Noch sieht mancher vielleicht das hübsche Lächeln, das der Regierungsrat Schmidt über sich selbst hatte, wenn er von den geheimrätlichen Gewohnheiten am Weimarer Hof sprach. Er war recht eigentlich frei. Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigener menschlicher Schwäche jederzeit bewusst war. Das Wort des alten Fontane im „Stechlin“, das jedem Lebensende als Köstlichstes gelten darf, mag auch unter *Erich Schmidt* stehen.“

Aus Anlass des 25jährigen Regierungs-Jubiläums beabsichtigen die Lehrer an den höheren Schulen des Deutschen Reiches, eine grössere Stiftung ins Leben zu rufen. Es sollen für deren Verwendung mehrere Vorschläge gemacht werden, und die Entscheidung ist dem Kaiser selbst vorbehalten. Der eine Vorschlag bezweckt die Bildung eines Fonds zugunsten des Auslandsdeutschtums. Dem Vernehmen nach soll hierfür unter anderem der Vorschlag gemacht sein, aus den Erträgen der Stiftung deutsche Sprachlehrgänge im Ausland zu veranstalten, etwa in der Art, wie die Alliance française die Verbreitung der französischen Sprache unter den Nichtfranzosen in aller Welt betreibt und wie sie deutscherseits bisher als bescheidene Anfänge in Brüssel, Lüttich, Helsingfors, Konstantinopel, Alexandrien und Haifa bestehen. Diese Sprachkurse würden wahrscheinlich mit den deutschen Auslandsschulen in Verbindung gebracht werden. Es wäre ganz ausserordentlich erfreulich, wenn dieser Vorschlag unter den akademischen Lehrern Deutschlands eine Mehrheit für sich bekäme, da eine solche Sprachförderung für die Ausbreitung deutscher Kultur und deutschen Wissenschaftseinflusses auf der Erde von allergrösster Bedeutung wäre. Das wäre wirklich eine grosszügig gedachte Stiftung.

Über Deutschlands Wohlstandsentwicklung schreibt die „Tägl. Rundschau“ (Berlin):

„Wie sich bei uns der Wohlstand gerade der ärmeren Volksklassen vermehrt hat, zeigt am deutlichsten die Entwicklung der Sparkasseneinlagen in Deutschland. Die Höhe des Sparguthabens bei allen deutschen Sparkassen betrug:

1881.....	2,789,3	Millionen	Mark
1893.....	5,897,7	“	“
1907.....	13,920,6	“	“
1911.....	17,900,0	“	“

Die Spareinlagen haben sich danach innerhalb drei Jahrzehnten versechsfacht. Dass diese Wohlstandsentwicklung in Deutschland allgemein ist, zeigt das Anwachsen der Kapitalien, welche in die Verwaltung deutscher Kreditbanken gegeben wurden. Dieselben betrugen:

1887.....	319,7	Millionen	Mark
1893.....	442,7	“	“
1907.....	2,659,5	“	“
1911.....	4,042,0	“	“

Am deutlichsten prägt sich die Wohlstandsvermehrung des deutschen Volkes bei der Entwicklung der gegen Feuersgefahr versicherten Werte aus, denn ein erheblicher Teil des erworbenen Kapitals wird in Deutschland in Bauten angelegt. In Deutschland hatten die gegen Feuersgefahr versicherten Immobilien und Mobilien 1903: einen Wert von 149 Mill. Mark 1912: einen Wert von 222 Mill. Mark

Ferienkursus in Jena. Eine ausserordentliche Gelegenheit, sich phonetisch zu schulen, bietet sich in diesem Jahre den Lehrern der deutschen Sprache. Vom 4. bis 9. August hält Oberlehrer A. Lorey von der Musterschule in Frankfurt a/M. sechs Vorträge über *Phonetik mit praktischen Übungen*, und vom 11. bis 16. August sechs weitere Vorträge über *den fremdsprachlichen Anfangsunterricht*, mit besonderer Berücksichtigung der phonetischen Schulung.

Im preussischen Abgeordnetenhaus beklagte Prof. Eickhoff, dass die Pädagogik seit dem Hinschied von Paulsen und Münch an der Berliner Hochschule zu wenig Berücksichtigung finde.

Gegen das heutige Uebermass von Prüfungen und Berechtigungen wendet sich ein bemerkenswerter Erlass des preussischen Kultusministers. Vor nicht ganz zwei Jahren wurde die Ausbildung und Prüfung von Kindergärtnerinnen an Frauenschulen neu geordnet. Die damaligen Vorschriften hat man nun vielfach so aufgefasst, als ob sie eine allgemeine Regelung der Ausbildung und Prüfung von Kindergärtnerinnen und Kleinkinderlehrerinnen bezwecken. Es hat sich sogar die Meinung verbreitet, als müsse eine solche Lehrerin eine staatliche Prüfung bestanden haben, wenn sie ihren Beruf mit Erfolg ausüben will. Infolgedessen nimmt schon der Besuch an den Kindergärtnerinnenseminarien ab, die nicht an Frauenschulen angegliedert oder den Frauenschulseminarien gleichgestellt sind. Es werden so verschiedene Anstalten geschädigt, die auch eine fachgemässe Ausbildung gewährleisten. Der Minister weist deshalb ausdrücklich darauf hin, dass er nicht beabsichtigt, die Anforderungen von 1911 allgemein auf die Ausbildung von Kindergärtnerinnen auszudehnen. Er habe nicht daran gedacht, junge Mädchen davon auszuschliessen, die sich zu diesem Berufe hingezogen fühlen

und dafür beanlagt sind, aber nicht die abgeschlossene Bildung eines Lyzeums oder einer Mittelschule besitzen. In der Regel genügt eine gute Volksschulbildung und eine sachliche Ausbildung von einjähriger Dauer. Den bewährten Bildungsstätten soll das bisherige Vertrauen erhalten bleiben.

Der Oberlehrer einer Volksschule in einer amerikanischen Grossstadt (New York?) wollte wissen, was seine Oberklasse über bekannte Männer und Dinge wisse. Er schrieb mehrere Namen an die Tafel und forderte die Klasse auf, über jedes derselben in einem kurzen Satze etwas zu sagen. Folgendes sind einige Antworten:

Moses war ein grosser Jude, der vor tausend Jahren lebte, zur Zeit Adams und Evas.

Moses war der Nächste Gottes; er sagte Gott, was er tun solle. Moses brachte die Juden nach Amerika.

Roosevelt ging unter die Moses-Partei.

Moses wachsen an Blüthen und riechen angenehm.

Cäsar war ein römischer Soldat; er heiratete Romeo, ein römisches Mädchen.

Cäsar war ein guter Mann, und er starb.

Cäsar ist ein Arzt an Lewis Strasse.

Julius Cäsar hatte einen Freund, der ihn tötete, und Julius sagte: „Das war mein einziger Feind.“

Marconi ist eine Art Kuchen, den wir essen. Marconi war Cäsars Freund. Wilbur Wright war ein Mann, der viel über Geflügelzucht geschrieben hat.

Wright war ein guter General; er war eine Art fliegender Mann.

Wright war der Gehirnpolizist in dem Rosenthal Fall.

Wright ist eine Art Chokolade.

Rhinelanders Waldo ist das Haupt der Grabscher.

Rhinelanders Waldo flog oft in einem Luftschiff; er schrieb auch das Lied vom Rhein. (Waldo ist Polizeikommissar von New York.)

Der District of Columbia ist der Platz, wo wir „Einführungen“ haben; er ist ziemlich weit von Nebraska, liegt nicht weit von Ohio, aber etwas näher am Atlantischen Ozean. Das Weisse Haus und Taft sind dort.

Der D. of C. ist der Platz, wo Columbus wohnte; er liegt in Südamerika.

Der D. of C. ist da, wo sie Gesetze für Canada machen; er liegt an der „Stillen Küste“.

Der D. of C. ist dort, wo Washington die Amerikaner hinführte, und wo er leben wollte. Er sah ihn nur von den Höhen Mt. Vernons, aber er kam nie hinein.

Den Vogel aber schoss die folgende Antwort ab:

Woodrow Wilson ist ein Märchenbuch. K. F. M.

Bücherschau.

I. Bücherbesprechungen.

The Walter-Krause German Series. — First German Readers. By Max Walter, Ph. D., Director of the Musterschule (Realgymnasium), Frankfurt am Main; Visiting Professor, Teachers' College, Columbia University, 1911, and Carl A. Krause, Ph. D., Head of the Department of Modern Languages, Jamaica High School, N. Y., Lecturer on Methods of Teaching Modern Languages, New York University. New York, Charles Scribner & Sons.

Als das erste Buch der obigen Serie „Beginners' German“ vor ungefähr Jahresfrist auf dem Büchermarkte erschien, nahmen wir Gelegenheit, uns

mit den Grundzügen des nach der direkten Methode bearbeiteten Buches eingehend zu befassen. (Maiheft 1912). Dieselben Grundsätze, die wir damals hervorhoben, sind auch bei der Anlage des vorliegenden Buches, dem ersten Lesebuch der Serie, massgebend gewesen. Das Lesebuch ist im modernsprachlichen Unterricht das Zentrum zur Aneignung der Sprache. Aus ihm wird der Wortschatz für die Sprachübungen entnommen, es ist der Ausgangspunkt für die Entwicklung der grammatikalischen Regeln, zu deren Einübung wiederum der aus den Lese- stücken genommene Wortschatz dient. Selbstverständlich müssen dann auch

die anderen Zweige des Sprachunterrichts, wie Orthographie und Aufsatz, an das Lesestück angeschlossen werden. Es liegt klar auf der Hand, dass dies eine gründliche Durcharbeitung der Lesestücke erfordert. Diese müssen daher auch sorgfältig abgefasst sein, um eine systematische Anordnung des Lehrstoffes zu ermöglichen; sie müssen inhaltlich einmal dem geistigen Stande der Schüler angepasst sein, um deren berechtigtem Wunsche nach geistiger Anregung durch den Lesestoff selbst Rechnung tragen zu können, dann aber auch möglichst vielseitig sein, um den Schülern einen Wortschatz aus allen Gebieten der Sprache zu vermitteln.

Allen diesen Anforderungen sind die Verfasser in vorzüglicher Weise gerecht geworden. An der Hand der sprachlich mustergiltigen Lesestücke werden die Schüler in die Familie und das Haus geführt. Sie werden mit ihrem Körper bekannt gemacht. Die Geschehnisse eines Tages in der Schule und im Kreise der Gespielen werden besprochen, ebenso die Jahreszeiten. Dazu kommen Erzählungen, Beschreibungen von Stadt und Land und einfache Abhandlungen, sowie Gespräche, Gedichte, Sprichwörter und Rätsel. Dabei ist nicht aus dem Auge gelassen, dass die Schüler durch die Lesestücke mit deutschem Leben und Wesen vertraut gemacht werden. Jedem der Stücke sind eine Reihe Fragen über den Inhalt zu Sprach- und schriftlichen Übungen, sowie grammatische Aufgaben beigelegt. Den der gründlichen Durcharbeitung dienenden Lesestücken folgen fünfzehn Lektionen mit Ergänzungslektüre, die ohne weitere Durcharbeitung von den Schülern gelesen werden sollen, die aber auch nach dem Grundsatz „vom Leichten zum Schweren“ geordnet sind.

Fünfzehn Lieder mit Noten, eine Zusammenstellung des durch die Lesestücke gewonnenen grammatischen Materials und grammatikalische Tabellen, sowie ein deutsch-englisches Vokabularium machen den Rest des 167 Seiten starken Buches aus. Die sechzehn Abbildungen zum grössten Teile Ansichten von interessanten Punkten Deutschlands, tragen gleichfalls viel zur Belebung des Unterrichts bei.

Wir sind überzeugt, dass die Schüler, die das vorliegende Buch unter der Führung eines mit der von den Verfassern verfochtenen Methode vertrauten Lehrers durchgearbeitet haben, eine genügende Grundlage gewonnen

haben, um an das Studium zusammenhängender Erzeugnisse der deutschen Literatur gehen zu können, und zwar nicht, um sie, mit der Elle gemessen, zu übersetzen, sondern um durch das Verständnis der Sprache in ihren Inhalt eingeführt zu werden und durch sie auch an Sprachfertigkeit zuzunehmen. Kurz, das Studium der deutschen Sprache wird ihnen für Geist und Gemüt den Gewinn bringen, den ernsthaftige Lehrer erwarten, der nicht mit dem erlangten *College credit* aufhört, sondern der dem Schüler auch in seinem späteren Leben mannigfaltigen Nutzen und Anregung gewährt.

New German Readers. — Drittes Lesebuch. Bearbeitet von Julius Rathmann, Carl Hillenkamp, Eberhard Dallmer, Lehrer des Deutschen an den öffentlichen Schulen in Milwaukee, Wis. Atkinson, Mentzer & Company, Boston, New York, Chicago, Dallas, 1912.

Bereits im zwölften Jahrgange (1911) dieser Zeitschrift wiesen wir auf die neue Serie der Milwaukeeer Lesebücher hin, von der damals der erste und zweite Band vorlagen. Die Verhältnisse des deutschen Unterrichts in den Schulen Milwaukees sind die denkbar günstigsten. Der Unterricht wird vom ersten Grade an erteilt. Ein hoher Prozentsatz der Schüler stammt aus deutschen Familien, in denen das Deutsche als Umgangssprache noch nicht vollständig gewichen ist. Die deutschen Lehrer selbst bedienen sich des Deutschen im Klassenzimmer vom ersten Unterrichtstage an und besitzen auch die für den Unterricht nötige methodische Vorbildung — ein grosser Teil ist im hiesigen Lehrerseminar ausgebildet. Alles dies muss in Erwägung gezogen werden, wenn wir den dritten Band der Lesebuchserie betrachten.

Was wir bereits über die beiden ersten Bücher sagen konnten, besteht auch hier zu Recht. Die Anlage des Buches verrät, dass sie von erfahrenen Schulmännern vorgenommen worden ist, die in dem Milwaukeeer Schulwesen aufgewachsen sind und über die dort herrschenden Verhältnisse Bescheid wissen. Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, im einzelnen die Auswahl und Abfassung der Lesestücke zu besprechen, noch auf ihren Inhalt einzugehen. Im allgemeinen haben die Verfasser deutsche Musterstücke ausgewählt. Da, wo es ihnen notwendig schien, sind in denselben Kürzungen, wohl auch sprachliche

Änderungen vorgenommen worden. Da, wo ihnen eine passende Bearbeitung wünschenswerter Stoffe fehlte, haben die Verfasser selbst solche geliefert, und diese gehören sicherlich nicht zu den schlechtesten; sie dürften Aufnahme auch in andere Lesebücher finden. Die Auswahl der Lesestücke ist allseitig und wird allen Anforderungen gerecht. Rühmende Erwähnung verdient vor allen Dingen die Auswahl der poetischen Stoffe. Den 376 Seiten Lesestoffes schliessen sich 30 Seiten grammatikalischer und 24 Seiten Übersetzungsübungen an. Diesen folgt ein Anhang von 30 der beliebtesten deutschen Lieder in zwei- und dreistimmigem Satz. Ausserdem enthält das Buch noch 47 vorzüglich ausgeführte Bilder, sämtlich Reproduktionen bekannter Meisterwerke.

Dieser dritte und letzte Band der Serie ist für den 6., 7. und 8. Grad bestimmt. Es legt ein gutes Zeugnis für die Leistungen in den Milwaukeer Schulen ab, dass den Schülern dieser Klassen derartige Lektüre geboten wer-

den kann. Es spricht aber auch für die Tüchtigkeit der deutschen Lehrer Milwaukees, dass sie die Durcharbeitung der Lesestücke auszuführen vermögen, ohne die heutzutage üblichen „*introduction, notes, exercises, and vocabulary*“ vorgeschrieben zu erhalten. Wir können nur wünschen, dass auch in Zukunft die oben geschilderten Verhältnisse bestehen bleiben, um den Gebrauch der Lehrbuchserie zu ermöglichen. Für alle Schulen, in denen gleich günstige Verhältnisse herrschen, kann der Gebrauch dieser Lesebücher rückhaltlos empfohlen werden.

Die Ausstattung des dritten Buches ist von gleicher vorzüglicher Güte wie die der beiden ersten Bände. Es erschien zuerst in einem Bande. Seine Dicke machte es etwas unhandlich, und die Verlagshandlung teilte es in zwei Bände. Die Teilung musste ohne Rücksicht auf den Inhalt vorgenommen werden, da das Buch eben im Druck vorlag. Bei einem Neudruck wird aber voraussichtlich diesem Mangel abgeholfen werden. M. G.

II. Eingesandte Bücher.

Pädagogischer Jahresbericht von Mündliche und schriftliche Übungen. 1912. Fünfundzwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von Paul Schlager. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1913. M. 8.

Die nationale Einheitsschule in ihrem äusseren Aufbau beleuchtet von Wilhelm Rein. Jena, Osterweck. Harz und Leipzig, A. W. Zickfeldt, 1913. M. 60.

Wortgeschichten. Für Haus und Schule erzählt von Robert Block. R. Voigtländer, Leipzig, 1913. M. 3.

Ein Elementarbuch für den deutschen Aufsatzunterricht nach der direkten Methode. Von Bruno Boezinger, Ph. D., Assistant Professor in der Abteilung für Germanische Sprachen an der Leland Stanford Jr. Universität, Henry Holt, New York, 1913. 75 cts.

Deutsche Kampfspiele. Nr. 1, 1913, der Werbeblätter für vaterländische Gedenkweihen. Selbstverlag des Deutschen Kampfspielbundes.

Staatsuniversität Wisconsin

Sommertermin, 1913

Vom 23. Juni bis 1. August

150 Lehrer. 300 Kurse. Günstiges Klima. Schöne Lage am See.

Deutsche Abteilung. Anfängerkursus, Kurse für zweites, drittes und viertes Semester. Goethes *Iphigenie* und *Hermann und Dorothea*, Historische und naturwissenschaftliche Prosa, Konversation, Aufsatz, Lessings Leben und Werke, Mündliche und schriftliche Übungen für Vorgeschriftene, Phonetik, Lehrerkursus, Deutschland—Land und Leute, Einführung ins Mittelhochdeutsche, Gotisch, Roman von 1848—1900, Literaturgeschichte von 1748—1832, Lyrik von 1800—1848, Philologisches Seminar (*Meier Helmbrecht*), Literaturhistorisches Seminar (*Gerhart Hauptmann*.)

In den meisten Kursen wird der Unterricht teilweise oder ganz auf deutsch erteilt. Auch sonst günstige Gelegenheit für deutsche Konversation: an deutschen Tischen unter Leitung erfahrener Lehrer; in der Germanistischen Gesellschaft (Vorträge, Aufführungen, Gesang, und gesellige Unterhaltung), und im Verkehr mit zahlreichen deutschsprechenden Studenten.

Öffentliche Nachmittagsvorträge in deutscher und englischer Sprache.

Romanische Abteilung. 20 Kurse im Französischen, Spanischen, Italienischen. Ähnliche Vorteile im Sprechen und Hören der Fremdsprache.

Die Gebühren betragen \$15.00.

Ein vollständiges illustriertes Vorlesungsverzeichnis wird kostenfrei an jede Adresse geschickt. Man wende sich an

REGISTRAR, UNIVERSITY,
Madison, Wisconsin.

A Unique German Text

The ideal course favor texts which are of intrinsic interest and have real content value. It does not make a fetish even of the classics. It provides opportunity for the study of Germany of to-day by reserving an important place for **AUS NAH UND FERN**, the unique text in periodical form.

Aus Nah und Fern

Is adapted to second and third year German classes. It depicts in vivid form the progress of events, particularly in the German world. It is read enthusiastically by students in the secondary schools and colleges throughout the country.

It is used as a part of the German course by representative schools and colleges throughout the entire country.

Four issues per academic year, Oct., Dec., Feb., Apr.

Subscription price 50c per year; in clubs of 6 or more 40c.

Single copies 15c each; 6 or more to one address 12c each.

Approval copies, subject to return at Publisher's expense, sent to any teacher of German or school superintendent in the United States or Canada. Write us as to special plans for schools desiring to begin use of **AUS NAH UND FERN** at this time.

ADDRESS

Secretary of Francis W. Parker School Press (N. & F.)

330 Webster Avenue, Chicago.